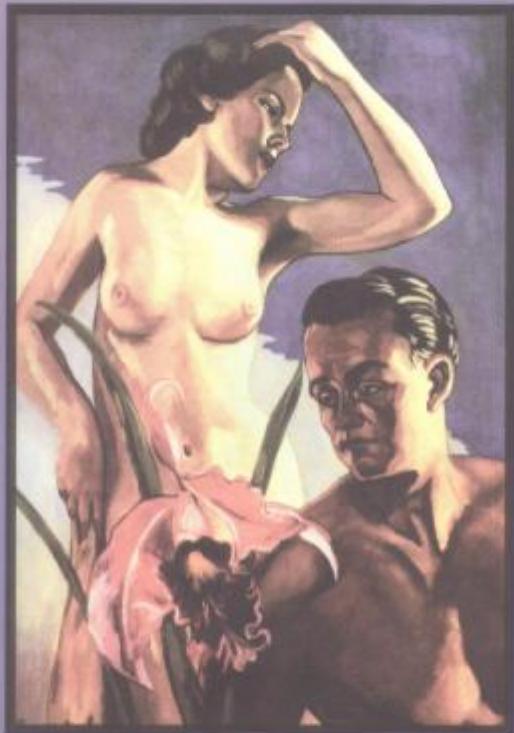


# Zoé Valdés

R O M A N



A M M A N N

*Das tägliche  
Nichts*



ZOÉ VALDÉS, 1959 auf Kuba geboren, ist Sprach- und Literaturwissenschaftlerin. Sie hat mehrere Jahre in Paris als Angehörige der kubanischen UNESCO-Delegation gearbeitet, kehrte dann wieder nach Havanna zurück, wo sie als Schriftstellerin und Szenaristin tätig war. Seit einem Jahr lebt sie wieder in Paris. 1994 erschien ihr erster Roman in Kuba und in Frankreich: *Sangre azul*.

»Strahlend gesund, trotz ihres Unglücks, mit Humor und Sinn für Komik, trotz aller Schwierigkeiten, erzählt Zoé Valdés vom Alltag im letzten Reservat des Sozialismus.« *LeMonde*

»Ihre Revolte, ihre Erinnerungen, ihre Geständnisse, ihre Hoffnungen, ihre Verzweiflung, ihre Wünsche und Träume zeugen von einer ganz wunderbaren, fast tröstlichen Energie ... Manchmal gibt sie sich einer ungestümen Erotik hin, die wie Durst nach dem Absoluten ist, ein Protest des Zorns und des Lebens gegen die erstickenden Lügen rings um sie herum. Aber vor allem gibt sie sich dem Wunsch hin zu schreiben, zu schreiben, um zu überleben.« *Le Nouvel Observateur*

Ein Wagnis, dessen Preis sie kannte: Zoé Valdés, inzwischen von Havanna nach Paris umgesiedelt, hat einen furiosen, kompromißlosen und politischbrisanten Roman geschrieben, der mitten im Kuba von heute spielt, im Kuba der wirtschaftlich katastrophalen, seit 1990 andauernden »Spezialperiode«. Hauptfigur und alter ego der Autorin ist Yocandra, eine eigensinnige junge Frau, die in Havanna ausharrt und anfängt, ihr Leben niederzuschreiben.

In ihrem ganzen Leben, das Yocandra gerafft und auf wenige Schlüsselszenen konzentriert erzählt, war immer irgendwie, direkt oder indirekt, die Politik mit im Spiel. So auch kurz vor ihrer Geburt am 2. Mai 1959, als Che Guevara auf dem Platz der Republik der hochschwangeren Mutter noch die Nationalflagge über den Bauch breitet ...

Lange bleibt Yocandras Suche nach Liebe und Anerkennung, nach Vorbildern und Leitfiguren vergeblich, bis der »Nihilist« in ihr Leben tritt, ein unangepaßter Filmregisseur, und ein erotisches Abenteuer beginnt.

Aufrechtig bis an die Grenzen der Schamlosigkeit und radikal in seiner Kritik, gleicht dieser Roman einem einzigen Befreiungsschlag. Voller Trauer und Verzweiflung, doch ohne jeden Haß, gehört dieses Buch sicher zu den bewegendsten Zeugnissen der kubanischen Gegenwartsliteratur.

Zoé Valdés

*Das tägliche Nichts*

Roman

Aus dem kubanischen Spanisch von  
Klaus Laabs

Ammann Verlag

Die Übersetzung des Romans »La nada cotidiana«  
erfolgte aus dem Typoskript der Autorin.

4. Auflage 1996

© 1996 by Ammann Verlag & Co., Zürich

Alle Rechte vorbehalten

© 1995 by Actes Sud, Paris

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck + Bindung: Clausen & Bosse, Leck

ISBN 3-250-10297-0

scan by  maoi 2003 2003/II-1.0

ALLE SCANS VON MAOI UND PÁRDUCE  
SIND NON-PROFIT-SCANS UND NICHT ZUM VERKAUF BESTIMMT.

*Für meine Tochter Attys Luna,  
geboren in der Sonderperiode*



*Pourquoi toujours quelque chose plutôt*

*que rien?*

**CIORAN**



# I

## FÜR DAS VATERLAND STERBEN HEISST LEBEN

»*Avoir peur de l'avenir, cela nous facilite la morí.*«

MARGUERITE YOURCENAR

Sie kommt von einer Insel, die das Paradies aufbauen wollte. Das Feuer der Aggressivität verzehrt ihr Gesicht. Die Augen sind fast immer feucht, der Mund flehend wie der einer Bronzestatue, die Nase fein.

Sie ist wie jede Frau, nur daß sie die Augen nach Art der Frauen aufschlägt, deren Heimat die Inseln sind: eine ruhige Gleichgültigkeit ist unter ihren Augenlidern. Auch hat sie im Widerspruch zu ihren verschwimmenden Pupillen einen straffen Körper. Sie ist nicht wirklich schön, hat aber etwas an sich, schwer zu sagen, was, vielleicht ist es eine gewisse Ironie oder vielmehr eine ziemlich außergewöhnliche Angst. Sie ändert sich nie und wird sich niemals ändern. Sie wird jung sterben und mit allen ihren Sehnsüchten.

»Wie heißt du?« fragte der Cherubin. Sie glaubte die Stimme eines Engels zu hören. Sie antwortet nicht. Das formlose Meer ist hinter ihren Gedanken. Plötzlich hatte sie ihren Namen vergessen. Sie vergaß auch den Engel.

Alles um ihren Körper herum wird undurchsichtig. Ihre Beine kommen nicht voran. Sie ist in Levitation, schwebt in der Luft. Ihre Beine existieren nicht. Und sie, existiert sie?

Sie hat Hunger und nichts zu essen. Ihr Magen versteht sehr gut, daß er durchhalten muß. Auf ihrer Insel mußte jedes Körperteil lernen durchzuhalten. Das Opfer war die tägliche Bühne, wie das Nichts. Sterben und leben: dasselbe Wort, wie zum Beispiel lachen. Nur, daß sie lachte, um nicht zu sterben am Übermaß verordneten Lebens.

Der Raum verwandelte sich in eine makellos weiße Wolke. Wir könnten uns eine Mauer vorstellen, die gerade mit frischer Milch gestrichen ist. Niemand näherte sich ihr. Da war auch niemand, nicht einmal ein Geist.

Außer ihr. Die noch glaubte zu existieren.

Federleicht, immer noch schwebend, fand sie einen runden Spiegel, und damit die Zeit verging, betrachtete sie in ihm ihr Geschlecht. Kein Zweifel, sie war eine Frau. Dank einer kleinen Narbe aus sechs Punkten zwischen Scheide und After begriff sie, sie erinnert sich, daß sie Kinder bekommen hatte. Wie viele? Sie wußte es nicht. Ihr Gedächtnis ist ein riesiger Garten von Pendeln; das Ticken und Schlagen verhindert, daß sie Erinnerungen hat. Gedanken, sehr seltsame Gedanken spulen sich in ihrem Kopf ab. Gedanken oder Empfindungen, geboren aus dem Augenblick. Ein bunter Strauß von Bildern zwingt sie, Luft zu holen. Sie ist mit Drogen vollgepumpt. Sie liebt den Geschmack der Flucht, die Reise ins Leere.

Als sie zu ihrem Normalzustand zurückkehrt, weint sie, ohne Tränen, aber ihre Augen bleiben feucht. Das salzige Naß läuft nicht die Wangen hinab. Sie wimmert, streichelt ihre eiskalten Hände. In dem Moment, als sie glaubt, aufbrechen zu müssen, verliert sie ihre Kräfte ... Man muß immer aufbrechen und seine Kräfte verlieren, die Hoffnung ... sich verlieren ... sich selbst ... Man muß aufbrechen ... in der Ferne wird es ewig einen Ort, ein Land geben, das auf uns wartet ... Ein besänftigendes Nichts ... ein Nichts, das weich macht.

Ein blonder, verführerischer Engel kam herbei, ebenfalls schwebend ... Er verweilte ganz in ihrer Nähe. Er redet mit ihr, und sein nach Jasmin duftender Atem lädt sie zum Träumen ein. Sofort verliebt sie sich.

»Sie sind auf gut Glück hier?« fragte sie der Engel.

»Nein, das Wort gefällt mir nicht ... Glück ... Der Zufall hat mich hierher verschlagen.«

»Zufall gibt es nicht mehr, liebe Frau, sie sollten allen diesen alten Redensarten mißtrauen ... Es ist besser, als Ignorant zu gelten, denn als jemand, der der Vergangenheit nachtrauert.«

»Wovon reden Sie, lieber Engel, Sie sind doch ein Engel, oder?«

»Ja klar, natürlich bin ich ein Engel ... Ich rede zu Ihnen von allen Geschöpfen, die so sind wie Sie, unschuldig und schuldig zugleich ... Die bewußten und unbewußten Geschöpfe ... Heutzutage, liebe Königin ...«

»Ich bin keine Königin ...«

»Sie sehen aber so aus ... liebe Königin, ich wollte

sagen, heutzutage ist das Universum eine Art radikale Zerrissenheit. Man kann nicht das eine sein und zugleich etwas anderes ... Man muß vorsichtig sein ...«

Sie versteht kein Wort, findet aber, daß er redet wie jemand, der in Raum und Zeit keine Grenzen kennt ... Falsch, aber schön ... Unmenschlich und menschlich zugleich ... Und sie wurde wieder so wie früher: ein junges Mädchen, das beim erstbesten Unbekannten in Verwirrung geriet. Im selben Augenblick, als sie anfing, an das Dunkel ihrer Vergangenheit zu denken, wurde der Engel von einem goldenen Lichtstrahl ausgelöscht.

Sie weint, elend, immer ohne Tränen. Sie senkt ihren Kopf und schaut auf ihre entblößten Brüste. Sie ist vollkommen nackt, verspürt aber keine Scham. Sie ist ein zerbrechlicher, sterbender Vogel, und sie weiß, daß ihre Kindheit weit weg ist von ihr selbst, sie stellt aber auch fest, daß sie nicht alt geworden ist. Sie ist in der Mitte, genau in der Mitte von allem, im Unerklärlichen. Vor ihr liegt das Geheimnis, hinter ihr die Finsternis.

Man könnte sagen, die Nacht habe sich herabgesenkt und die Sterne gingen wie gewöhnlich aufstrahlend. Trotzdem, es war nicht die Nacht und auch kein strahlender Sternenhimmel, es war das Schweigen. Der betäubende Klang des Schweigens. Seine Litanei, die den Eindruck erweckte, es sei Nacht.

Wie viele natürliche Gefühle! Der frische Wind, ein Kuß auf den Lippen, die Freundschaft, das dichte Lied des Waldes. Und ein Lächeln. Sie sucht vergeblich ein Gesicht. Niemand, nur ein Gelächter.

»Ist da jemand?« fragt sie zitternd.

»Ja, klar ist da jemand: Sie!« antwortet das Nichts.

Sie sucht immer noch, wie besessen.

»Suchen Sie nicht weiter! Ich existiere, und ich existiere nicht!«

»Und mit wem habe ich die Ehre?« Sie nimmt ihren ganzen Mut zusammen. »Wer sind Sie?«

»Ich bin ich. Ich bin, der ich bin. Der, der entscheidet!« ruft das Nichts aus.

Sie denkt, immer gibt es überall diesen »der, der entscheidet«, und nie war sie es, die für sich selbst entschied.

»Ich bin hier, um Ihnen heute den Grund zu sagen, warum Sie aufbrechen müssen.«

Sie schwankt, sie will nicht wissen. Sie mag nicht erkennen, weil erkennen für sie heißt, brutal eine Narbe aufzureißen.

»Also gut. Wir sind im Fegefeuer. Sie sind tot. Und wir haben ein ernstes Problem mit Ihnen. Sie haben nämlich fünfzig Punkte, um ins Paradies zu kommen, und fünfzig, um in die Hölle zu kommen. Ihre Seele ist zu unschuldig, als daß sie die Hölle verdient hätte, und sie war böse genug, um nicht des Paradieses teilhaftig zu werden. Wir können Ihnen keinen unbegrenzten Aufenthalt im Fegefeuer erlauben ... Daher ...«

»Daher was?« Sie hat Fieber. Sie will streiten, schafft es aber nicht aufzubegehren. Sie spürt, wie ihre Kräfte schwinden.

»Daher bin ich es, der entscheidet ...« Die Stimme des Nichts dringt in sie.

Ein goldener Blitz fährt durch ihre Augen, ihren

nackten Körper, ihren halb gelassenen, halb stürmischen Geist ... Sie träumt, daß Meere von Tränen ihr die Wangen hinabrinnen. Sie schlägt die Augen auf nach Art der Frauen, deren Heimat die Inseln sind ... Sie ist noch immer nackt, liegt im Sand, das Meer um sie herum liebkost ihre fiebrige Haut. Man hatte sie gezwungen, auf ihre Insel zurückzukehren. Die Insel, die das Paradies aufbauen wollte und die Hölle geschaffen hat.

Sie weiß nicht, was sie tun soll. Wozu schwimmen? Wozu ertrinken?

## II

### HEROISCHE GEBURT

Meine Mutter erzählt, es war der 1. Mai 1959, sie war im neunten Monat, sie wußte schon, daß ich ein Mädchen war. Sie erzählt, daß sie lief und lief, von Alt-Havanna bis zum Platz der Revolution, um den Comandante zu hören. Und mitten in der Rede fing ich an, ihr mit dem Kopf gegen das Becken zu stoßen, ihr die Knochen zu brechen, und sie mußten sie auf Schultern hinaustragen zur Quinta Reina. Als sie an der Tribüne vorbeikamen, legte ihr Che die kubanische Fahne über den Bauch, allerdings nahm sie es kaum wahr, weil ich ihr weiter zusetzte und ihr höllische Schmerzen zufügte, und Fidel setzte seine Ansprache fort, die grüner war als die Palmen, und ich stieß weiter mit dem Kopf um mich, um aus ihrem Körper herauszukommen.

Der Bauch hing ihr bis zur Scham hinunter, sie sagt, sie hatte innerlich ein Gefühl wie eine Explosion von Sternen. Sie schloß die Augen und schmeckte den Schmerz des Wartens. Einmal mehr wartete sie, und diesmal war es ganz anders. Mein Vater kam, noch mit Palmenhut und in der Hand die Machete, überall rieselte rote Erde aus ihm, die er von seinem Körper schüttelte, man hatte ihn von der Zuckerrohrernte geholt. Er kauerte neben ih-

rem Bauch nieder und erbebte, als er die Fahne sah, meine Mutter erklärte, daß es Che war, der sie ihr über den Bauch gelegt hatte, und er wurde fast ohnmächtig vor Stolz, seine Brust schwoll, er lächelte befriedigt.

Sie sagt, zu diesem Zeitpunkt sei sie noch nicht sicher gewesen, ob es die Wehen waren, sie meinte, es seien vielleicht nur Magenbeschwerden. Nach mehreren Kontraktionen aber dachte sie, es könne sich nicht um einen minder bedeutsamen Vorgang in ihrem Körper handeln. Der Körper meldete sich wie noch nie, in einer neuen Dimension. Ihr Innerstes zeigte sich der Unendlichkeit. Es trennte sie nur noch ein Schritt vom Pochen des Nichts. Und wieviel Leben darin! Mein Vater war nervös, er schwor ihr immer wieder, daß er sie liebte. Sie ohne ihn, das ginge gar nicht. Sie ist hart, vielleicht stellt sie sich hart. Sie ging viele Male aufs Klo und schiß Blut, manchmal war der Kot grünlich. Den ganzen Abend sagte sie leise:

»Ich werde gebären, ich werde gebären.«

Mein Vater erklärt mir, sie sei immer sehr tapfer gewesen. Ich war seine erste und einzige Tochter. Meine Mutter wußte nicht, welche Schmerzen auf sie zukommen mochten, und das ließ sie gespannt sein auf sich selbst, sie ließ sich nicht gehen. Man zog ihr einen lächerlichen Kittel an, sehr kurz und tief ausgeschnitten, und legte sie auf eine feuchte Krankenbahre. Sie spreizt die Beine, jetzt wird sie wissen, wie sehr es schmerzt. Der Arzt befiehlt ihr zu pressen, sobald die Wehen anfangen, er führt seine Hand ein und wühlt und wühlt in ihrem Pres-

sen. Es schmerzt wie der Tod. Dort drinnen ist das Leben, aber so muß das Ende schmerzen. Meine Mutter hatte noch nicht das Fruchtwasser verloren. Man zerstößt ihr die Fruchtblase mit einer langen, weißen Plastenadel. Aus meiner Mutter kommt ein Schwall heißen Wassers, und es glitscht wie ein angenehmes Schmiermittel, das ihr Mut macht. Die Hand des Arztes rüttelt gewaltsam an dem Bauch, wo ich bin. Wo ich war.

Man bringt sie in einen kleinen düsteren Behandlungsraum. Draußen beißt sich mein Vater die Fingernägel ab, reißt sich die Haare aus, nicht einmal zu rauchen getraut er sich. Die Wände des Raums sind grau, die Stühle sind grau, zwei Betten mit spanischen Wänden. In jedem Stuhl jammert eine Schwangere, mit Infusionskanülen an den dunkelviolett angelaufenen Armen. Dort muß sie warten, mit ihrem lächerlichen Kittel, aber auch mit der kubanischen Flagge, die Che ihr über den Bauch gelegt hatte.

Elena Luz erscheint, die Guerilleradoktorin, sie stellt fest, daß sich der Muttermund schon um sieben Zentimeter geöffnet hat, daß die Wehen aber in sehr großen Abständen erfolgen. Man steckt meiner Mutter eine Kanüle in den Arm, der braungebrannt ist von der Sonne der Demonstration und des Aufmarschs zum Ersten Mai, dem internationalen Kampf- und Feiertag der Werktätigen. Meine Mutter erzählt, daß sie sich als ausgeweidetes Stück Vieh fühlte, wie das auf dem berühmten Bild von dem holländischen Maler. Sie hatte über die Schmerzen schon keine Kontrolle mehr. Alle Ärzte

kamen, um an ihrem Bauch zu rütteln und ihre seltsamen Hände in sie einzuführen.

Sie geht von dem grauen Stuhl zum Bett und umgekehrt, ein paarmal. Die Ärzte sagen ihr, sie soll pressen. Sie will nicht ohnmächtig werden. Die Hände öffnen wieder ihre Scheide und wandern von einer Seite zur anderen. Ihre Scheide ist wie der Schildkrötenkragen eines Winterpullovers. Sie ergießt sich aus der Scheide, der Klitoris, dem After, sie uriniert, entleert ihr Gedärm. Ihr Körper ist offen, und ihr Inneres der mittelmäßigen Routine ausgeliefert, die sie in den Blicken der Ärzte entdeckt.

Ihre Augen verschleiern ihr Gehirn, sie packt mit aller Kraft ihre Kniee und preßt mit dem Gebrüll einer Löwin. Ein Bein rutscht ihr weg, und die Kanüle fällt auf den Fußboden. Man sticht ihr in den anderen Arm. Wieder das fürchterliche Hin-und-Her-Stoßen in ihrem Innern und die unsäglichen Schmerzen. Die Experten meinten, sie sei kurz vor der Entbindung, sie selbst meinte zu sterben, auszulaufen, bis sie völlig leer wäre. Man führte sie in den Kreißsaal, auf halber Wegstrecke riß ihre Scheide entsetzlich auf. Es ist mein Kopf!

Im Kreißsaal angekommen, klettert sie auf die Krankenbahre. Ein Pressen, und nichts. Ein weiteres langes, dreidimensionales Pressen. Mein Kopf ist eingeklemmt. Und noch einmal. Das Pressen, die Kraft, die sie zur Mutter macht und mich zur Tochter. Glühendes Pressen. Einen winzigen Augenblick vom Tod entfernt. Bei diesem Pressen, sagt sie, berührten sich das Leben und das unbekannte Jenseits:

»Ist Gott vielleicht das?« fragt sie sich noch.

Sie sah alles. Als ich aus ihrem Körper herauskam und leise weinte. Ich war fügsam und glitschig. Noch bin ich mir fremd. Meine Mutter hörte auf, ich zu sein. Ich hörte auf, sie zu sein. Man säubert ihr Inneres. Man zeigt ihr die riesige schöne Plazenta. Sie hat noch Schmerzen, überall und nirgends. Man näht sie langsam, und sie weiß, daß sie viel Blut verliert. Wie lange wird das Leben schmerzen? Außerhalb ihres Universums beginne ich meines. Für sie endete der Schmerz. Für mich hatte er soeben begonnen.

Mein Vater sprang vor Freude auf, obwohl er ziemlich enttäuscht war, weil ich nicht am höchsten Feiertag der Werktätigen der siegreichen Revolution zur Welt gekommen war, sondern am 2. Mai. Ich war noch ein vom mütterlichen Schleim schmieriges Etwas, eingewickelt in der kubanischen Fahne, und schon ging es damit los, daß mir meine Pflichten vorgehalten wurden:

»Sie hätte gestern zur Welt kommen müssen, seit zwei Minuten ist es heute, sowas Blödes! Sie hätte am Ersten Mai zur Welt kommen müssen!« beklagte er sich unablässig mit überglücklichem Gesicht. Der Doktor tröstete ihn:

»Machen Sie sich nichts draus, Genosse, dieser Tag ist auch ein bedeutendes Datum, es ist der Tag der Episodios Nacionales, der Erschießungen von Madrid, das Bild von Goya, Sie wissen doch?«

Mein Vater hatte von der spanischen Geschichte keinen blassen Schimmer, von überhaupt keiner Geschichte. Allenfalls ein bißchen vom Unabhängigkeitskrieg gegen die Spanier. Er wußte nur, daß

sein Feind der Yankee war und daß am Ersten Januar die Revolution geboren worden war und mit ihr seine Tochter, wenn auch erst im Frühjahr, was hier in den Tropen das gleiche ist: eine verdammte Hitze.

»Wie soll die Kleine denn heißen? ... Haben Sie sich schon einen Namen überlegt?«

»Wissen Sie ... Ich würde sie gern Victoria nennen ... oder besser, besser ... Patria! ... Patria, das ist ein origineller Name: Vaterland! ... Und ich bin der Vater, der Vater von Patria, dem Vaterland! Der Vater des Vaterlands! Carlos Manuel de Céspedes! Der erste, der seine Sklaven befreite. Das war ein ganzer Kerl, Mumm in den Klöten und einen Riesenhammer hatte der!«

Und mein Vater schluchzte gerührt, überzeugt von seiner Ruhmestat.

### III

## YOCANDRA, ZWISCHEN SCHRECKEN UND SCHAM

Drei offene Fenster bestätigen, daß das Meer existiert. Und wenn das Meer existiert, sitze ich auf dem Bettrand, wie jeden Morgen, und trinke in winzigen Schlucken einen tiefschwarzen, bitteren Kaffee, der vor ein paar Minuten noch Pulver war und jetzt Flüssigkeit ist. Wie lange ist es her, daß ich mit dieser morgendlichen Zeremonie anfing? Kaffee trinken und dabei das Meer betrachten, als wären die Wellen Bruchstücke von Leben. Das Wasser erzeugt einen gemächlichen Reiz, eine höchste Gemütsruhe, ein merkwürdiges Erstaunen, das beruhigt. Seit unzähligen Morgen tue ich dasselbe, ich durchpflege den Schaum mit der Priesterlichkeit des Fleischs, während die Seele mir zuflüstert, daß sie existiert, wie das Meer. Wie das Leiden des verlorenen Gleichgewichts. In meinem Innern, wie überall auf der Welt, ist das Gleichgewicht zu Bruch gegangen. Nichts erschreckt mich, und alles bezeugt, daß der Schrecken grenzenlos ist. Es muß ein außergewöhnliches Geheimnis geben, das die Götter unter einer wer weiß wie banalen äußeren Form verborgen haben und das uns zwingt, an sie zu

glauben und zu denken, wir seien wunderbar nützliche Armaturen, um die ewige Suche nach Zusammenhalt oder perfekter Harmonie zwischen dem Unendlichen und dem Vergänglichen kontrollieren zu können. Für die Götter ist Menschsein eine Gabe, die sie übereilt geschenkt haben. Und wem wird dann das große Geheimnis anvertraut?

Ich erstickte fast bei der Geburt, und mir ist die Luft immer noch knapp. Mein Kopf war lange im Becken meiner Mutter eingeklemmt. Ich leide unter einem ewigen nach Luft Ringen. Diese Atemnot ist es, die mir erlaubt, das Leben Sekunde für Sekunde abzutasten. Und in diesen Sekunden gibt es Fragen, Fragen, wenn ich einatme, Fragen, wenn ich ausatme. Es ist ein doppeltes Training: physisch und mental. Warum rufen alle nach einer strengen Disziplin des Antwortens, wenn es der Moment des Überschwemmtwerdens mit Fragen ist?

Sind es schon Jahrhunderte, daß ich diesen Kaffee schlürfe, meine Beine regungslos und darum gierig nach allen Richtungen, und daß meine Augen auf das Meer hinaussehen?

Gestern nacht schliefl in meinem Bett ein Verräter, vorgestern ein Nihilist. Wie lange schon erlebe ich diese Leidenschaft, die Begierden einander abwechseln zu lassen? Warum versuche ich, mit dem einen fortzusetzen, was ich mit dem anderen nicht beenden kann? Brauche ich ein Leben, das den Unterschied betont? Ist es ratsam, sich auf das menschliche Drama der Zeit einzulassen? Warum muß man so viel nachdenken, und vor allem: warum soviel über die Tage, die vergehen? Ist diese gespaltene Norma-

lität vielleicht nötig, dieses Hinüberwechseln von den Instinkten zur Analyse oder umgekehrt, auf jeden Fall aber voller Mißtrauen? Was bedeutet dieses alte Gefühl, das in die Stille hereinbricht, wenn mir bewußt wird, daß ich noch atme? Oder erlebe ich einfach nur das Drama, die Dreißig überschritten zu haben?

Schließlich wurde ich von dem Schlückchen Kaffee munter, ich putzte mir die Zähne und frühstückte: schwarzes Zuckerwasser und ein Viertel von den achtzig Gramm Brot von gestern. Ich verstehe es sehr gut, unser täglich Brot einzuteilen. Wenn es denn welches gibt! Ich mache daraus vier Teile: ein Stückchen zum Mittag, eines zum Abendessen, das dritte vor dem Schlafengehen, wenn ich es nicht vorher einem Besuch angeboten habe, und das vierte bleibt zum Frühstück. Danach putze ich mir noch einmal die Zähne, die Zahnpasta verdanke ich einer Nachbarin, die sie mir für das Hackfleisch aus Soja eintauscht, weil ich das Zeug beim besten Willen nicht runterkriege, weiß der Teufel, woraus sie dieses grünliche, übelriechende Dreckszeug fabrizieren. Man hat mich mit Gewalt zur Vegetarierin gemacht, allerdings gibt es auch kein Gemüse.

Ich zog mir die erstbesten Sachen an, die ich fand, Hauptache bequem und frisch, ich kämmte mir noch mal kurz die Haare und warf einen letzten Blick in den Spiegel, in Ordnung, wie immer bereit zur Schlacht. Im Wohnzimmer holte ich das Fahrrad hinter dem Sofa hervor, sah nach, daß in den Reifen noch Luft war, schulterte den Rucksack, machte die

Tür auf und buckette das chinesische zweirädrige Vehikel die acht Stockwerke die Treppen runter: abgesehen davon, daß der Fahrstuhl kaputt war, war auch grade wieder Stromsperrre. Ich schaffte die hohen Stufen auch im Dunkeln, und als ich den Hauseingang erreicht hatte, konnte ich meine Sachen auswringen, so schwitzte ich.

Ich bin auf der Straße und stramble mich wie jeden Morgen auf dem Fahrrad ab. Dabei döse ich mit offenen Augen, und jeden Moment kann mich ein Lkw plattmachen. Ich radle ins Büro: DIE ARBEIT. Was das für eine Arbeit ist? Seit zwei Jahren tue ich jeden Tag das gleiche: von meiner Wohnung ins Büro radeln, die Steckkarte abstempehn, mich an den Schreibtisch setzen, ein paar Zeitschriften lesen, die mit einer Verspätung von zwei oder drei Monaten, oder Jahren, immer noch angekommen, und vor mich hindösen. Unsere Literaturzeitschrift, ich bin die Chefredakteurin, können wir nicht machen: wegen der materiellen Probleme, die das Land zu bewältigen hat, wegen der Sonderperiode und wegen all dem andern, was wir, wie wir wissen, durchmachen und noch durchmachen werden. Fast immer döse ich so lange, bis Mittagszeit ist. Dann mache ich den Rucksack auf, hole das Stückchen Brot aus der Zellophantüte, esse die Hälfte von einer Banane und trinke mein Fläschchen mit schwarzem Zuckerwasser; wenn ich am Monatsende noch Kaffee habe, ist das ein Wunder! Aber das kommt fast nie vor. In diesem Monat habe ich noch welchen, weil ich ein Päckchen für einen Rest Seife eintauschen konnte.

Jetzt bin ich bei Rot über die Kreuzung gefahren, immer noch in einem anderen Film. Im Büro bin ich nur bis zwei, bis fünf arbeitet kein Mensch mehr. Ich radle zurück und mache dabei, was ich immer mache: vor mich hindösen. Ich komme nach Hause, es ist kein Licht. Um drei stelle ich mich an den Herd, weil aber das Gas immer nur für eine kurze Weile kommt, wird es acht oder neun; wenn ich es schaffe, um diese Zeit zu essen, kann ich mich als eine selbstverwirklichte Frau betrachten. Meistens esse ich um Mitternacht. Da es mit der Pfanne in der Röhre ewig dauert, habe ich Zeit, zu baden. Das Wasser hole ich von der Ecke, ich muß drei- oder sogar viermal die acht Stockwerke runter und wieder rauf, in jeder Hand einen Eimer, und da ich dabei soviel Wasser verschütte, muß ich anschließend die Treppe trockenwischen. Wenn ich fertig gegessen habe, mache ich die Wohnung sauber, und bevor ich ins Bett gehe, lese ich ein bißchen oder sehe mir irgendeinen Film auf Video an – falls inzwischen wieder Strom da ist. Das ist das, was ich mehr oder weniger jeden Tag mache, wenn mich nicht der Verräter oder der Nihilist besuchen kommt. Beim Herumdüsen denke ich an sie, oder ich lasse wie jetzt die täglichen Verrichtungen meiner Existenz Revue passieren. Gestern, zum Beispiel, habe ich mir vor dem Frühstück die Zähne geputzt und anschließend nicht noch einmal, im Büro habe ich mich dann den ganzen Tag lang unwohl gefühlt, mit einem schlechten Geschmack im Mund, aber ich kann nicht frühstücken, ohne mir vorher den Mund auszuspülen, das Frühstück

schmeckt nach nichts, und da es selbst schon so fad ist ...

Ich muß über die große Avenida, ich muß noch rüber, bevor die Ampel rot zeigt ... Pech, ich hätte mehr strampeln müssen, jedenfalls muß ich warten ...

»Patria, Patria! Erkennst du mich nicht?!« Es ist die »Tante Militante«, die mich bei der Schule auf dem Land immer für die Wache am Wochenende eingeteilt hatte, um mir eins auszuwischen und zu verhindern, daß ich mich mit den Jungs traf; ich werde sie übersehen und nicht grüßen. Da ist sie schon, und die Ampel ist immer noch rot.

»Was ist denn los mit dir, Patria, bist du taub? Kennst du mich nicht mehr?«

»Ich habe meinen Namen geändert. Ich heiße jetzt Yocandra.«

Tante Militante nimmt von Kopf bis Fuß in Augenschein, wie ich angezogen bin, ihr Gesicht wird mißtrauisch, herausfordernd fragt sie:

»Und warum das? Warst du nicht stolz auf deinen Namen?«

Die Ampel schaltet auf gelb, dann auf grün, Tante Militante hat sich auf den Fahrradlenker gestützt und bohrt ihre Pupillen drohend in meine, und ich antworte demütig:

»Ich glaube, ich verdiente diesen Namen nicht, ich bin seiner nicht würdig. Er war zuviel für mich ...«

»Du bist doch nicht etwa so ein Wurm geworden wie die von den Menschenrechten?«

»Versteh doch, ich wollte einfach nur Yocandra heißen, aus Liebe ...«

»Aus Liebe zu was, zu wem? Du hättest deinen Namen behalten sollen, auch aus Liebe ... Das nächstmal, falls wir uns wieder sehen, grüßt du mich nicht, klar? Die Sache ist verdammt heikel ... weißt du, ich arbeite bei einer französischen Firma, und da hat die Sicherheit ein Auge auf mich ... ich werde ständig überprüft. Ich kann nicht meine Arbeit riskieren, weil ... Patria, was ist in dich gefahren, warum schubst du mich?«

Ich schubse dich, weil ich keine Lust habe, mir diese Scheiße noch länger anzuhören, ich habe schon genug am Hals. Du kannst da ruhig im Dreck liegenbleiben und zwischen den grünen Farnen verfaulen, Ausbund von Opportunismus du, in den sechziger Jahren hast du jeden denunziert, den du mit einem Ausländer gesehen hast, weil den Beschlüssen zufolge jeder Ausländer ein potentieller Feind war, ich möchte nicht wissen, wer alles deinetwegen aus dem Jugendverband oder von der Schule geflogen ist. Und du Sicherheitsschlampe arbeitest jetzt bei einem ausländischen Unternehmen! Außerdem heiße ich deshalb nicht mehr Patria, weil ich diesen Namen immer gehaßt habe, weil sie sich schon in der Grundschule über mich lustig gemacht haben, weil ich zwar zutiefst achte, was dieses Wort bedeutet, aber welchen Sinn hat es, so zu heißen? Und darum, weil er es nicht wollte, meine erste Liebe, mit sechzehn, der, der mich geheiratet hat, und danach haben wir uns scheiden lassen, und ich habe noch dreimal geheiratet – in den Tropen fängt man sehr früh an mit dem Heiraten und Sichscheidenlassen, es ist wie ein Glas Was-

ser trinken ... Und nach so langer Zeit und so vielen Ehemännern ist er jetzt mein Lover, der, der sich mit dem Nihilisten abwechselt, dem anderen, dem jungen ... den ich heute in Wirklichkeit liebe. Weil es mit dem Verräter für mich so etwas wie Rache ist, eine unkontrollierbare Sucht, der Wunsch, ihn zu erniedrigen, ihm bis auf den letzten Heller heimzuzahlen, was er mir gemacht hat. Es ging los damit, als ich ihm sagte, wie ich heiße. Er bog sich vor Lachen: Wie kann man mit dem Vaterland ins Bett gehen? Nie im Leben! In dieser Nacht zog er mir eigenhändig fein säuberlich meine Schuluniform an und sagte, ich solle wieder zu ihm kommen, wenn ich einen neuen Namen hätte. Ich war sechzehn und hatte mir insgeheim vorgenommen, eine weltberühmte Schriftstellerin zu werden, er war dreißig und hatte zwei Romane, drei Essaysammlungen und einen Gedichtband veröffentlicht. Er war der Schriftsteller, der Mode war, außerdem sah er gut aus und hatte schicke Klamotten, ich kann mich noch ganz genau an einen himmelblauen Anzug von ihm aus feinem melierten Garn erinnern, italienische Marke, zu dem er italienische Schuhe aus wahnsinnig weichem Ziegenleder trug. Er hatte braunes, gelocktes Haar, honigfarbene Augen und einen rosa Teint. Als, nach Meinung aller, brillanter Schriftsteller reiste er viel; das erfuhr ich, als er mir bei einem unserer ersten Treffen die vier Alben mit Fotos aus allen von ihm besuchten Ländern Europas und Lateinamerikas zeigte. Er sprach Italienisch – das hatte er von einer italienischen Geliebten gelernt, die älter war als er –, Französisch – das hatte er

von einem Schweizer Lover gelernt, der älter war als er – und Russisch – um ehrlich zu sein: das radebrechte er nur.

In dieser ersten Nacht, als er wegen meines Namens nicht mit mir schlafen wollte, habe ich wie verrückt geheult; was ihm egal war, er vergaß mich und fing an, in einem Wälzer mit goldenem Einband zu lesen. Viele Jahre danach, jetzt, gesteht er mir, daß er nur so tat, als läse er, er wollte sehen, wie ich reagiere. Ich reagierte so, wie er es am wenigsten erwartet hatte: ich nahm mir ein Manuskript von seinem Arbeitstisch, es waren Gedichte. Gedichte an Yocandra ... Und sofort packte mich eine solche Eifersucht, daß ich am liebsten meinen Kopf gegen die Wand geknallt hätte, aber ich konnte mich beherrschen. Mit starren, glühenden Augen las ich das Buch bis zur letzten Zeile, was ich genial fand, heute halte ich es für naiv ... Ich wollte augenblicklich die Frau sein, die diesen klugen Mann zu soviel Liebe und Schmerz inspiriert hatte. Ich verfluchte mich, nicht wie sie in einem anderen Land geboren zu sein, ich wollte Ausländerin sein, blaue Augen und platinblondes Haar haben, mit Akzent sprechen, einen anderen Kontinent kennen, ich wollte nicht ich sein ... Die Tränen machten Flecke auf dem senffarbenen Uniformröckchen, Affenscheiße nannten wir die Farbe. Schluchzend legte ich das Meisterwerk der kubanischen Literatur auf den Tisch zurück und ging ohne ein Wort hinaus in die Morgendämmerung Havannas. Am nächsten Tag erledigte ich den nötigen Papierkram, ich drohte meinen Eltern, ich würde die Schule hinschmeißen,

wenn sie mir nicht die Erlaubnis zur Namensänderung gäben. Am Abend ging ich wieder zum Verräter und klopfte ein paarmal leise an die winzige Tür seines Zimmers. Er macht auf, nackt und so riesig, daß er sich bücken muß, um zu sehen, wer ich bin.

»Patria, das Vaterland in Person!« begrüßt er mich mit ironischem Gelächter.

»Nein ... nein ...«, antworte ich ängstlich und schüchtern. »Ich habe meinen Namen geändert. Ich heiße jetzt ... Yocandra.« Sein Gesicht im Halbschatten läuft violett an, er blinzelt ein paarmal, glaubt, sich verhört zu haben. »Ja, Yocandra, wie die Frau in deinen Gedichten ...«

»Wer hat dir das erlaubt? Wer bist du überhaupt, daß du den Namen meiner Muse raubst? Das darf ja wohl nicht wahr sein! Da suche ich jahrelang nach einem ausgefallenen, die Phantasie beflügelnden Namen, der ein Köder ist für die Verleger, ich nenne mein Buch so: *Gedichte an Yocandra*, und da kommst du verdammtes Flittchen daher und klaust mir den Namen! Was sollen die zukünftigen Interpreten meines Werks denken, sie werden glauben, ich hätte den Titel dir zu Ehren gewählt, du hättest mich zu diesen Gedichten inspiriert, dabei ist es genau umgekehrt: Du hast mir meine Idee gestohlen!«

»Entschuldige, ich dachte, so gefalle ich dir besser ...«

»Gefallen, gefallen, hast du mal in den Spiegel gekuckt? Du bist eine mickrige, verzogene und verklaute Göre, womöglich noch eine Spionin! Ich habe viele Feinde, viele von denen wollen mir mit Hexereien das Hirn austrocknen!«

»Ich gehe wohl besser, ich hatte nur gedacht, mit dir zu schlafen, müßte etwas Besonderes, Romantisches sein, wie in den Romanen ... mach dir keine Sorgen, morgen nehme ich wieder meinen alten Namen an ...«

Da sagte der Verräter nichts mehr; als ich mich umdrehte, hielt er mich an den Schultern zurück und knutschte meinen Nacken. Es war der erste Knutscher, den ich dort bekam, er nahm mich bei der Hand und zog mich in sein Zimmer. Nicht aus Lust, noch weniger aus Liebe, kein bißchen! Nur, um recht zu behalten.



## IV

### DER VERRÄTER

Wie ich den Verräter kennengelernt hatte? Ich kam gerade vom Schreibmaschinenunterricht bei einer Mulattin, die sich für eine Dame hielt und ihre illegale Schule in einer Hinterhofwohnung im Callejón del Chorro betrieb, da geriet ich plötzlich in einen dieser Wolkenbrüche von Havanna, bei denen dir riesige Tropfen den Schädel einschlagen, das Donnern das Trommelfell zerfetzt und die Blitze dir das Augenlicht rauben. Und weil ich vor den Blitzen Angst habe und noch mehr davor, mich in einen Blitzableiter zu verwandeln, warf ich alles, wo Metall dran war, von mir, rannte in der Mitte der Straße, um möglicherweise einstürzenden Mauern zu entgehen, und betete fast kreischend:

»Heiliger Wasserträger Isidor, mach Schluß mit dem Regen, hol die Sonne hervor!«

Auf der Straße keine Menschenseele. Nur dort am Ende des Aguiar-Parks, gegen Sturm und Unwetter mit einem schwarzen Regenschirm ankämpfend, da war er und fixierte mich wie ein Raubtier seine Beute. Ich lief an ihm vorbei, er bot an, mich unter seinen Regenschirm zu nehmen, und ich schleuderte ihm einen Blick zurück, daß mir jetzt noch die Pupillen und Tränendrüsen weh tun. Er ging mir

nach, er konnte der Versuchung nicht widerstehen, ich stach ihm ins Auge, so naiv und klitschnaß, wie ich war, der Regen machte meine Sachen fast durchsichtig, und seine Zähne hätten fliegen wollen, um sich in mein festes Fleisch zu schlagen, meine »Her-rin Haut« – wie in dem Gedicht, das Lezama Fina gewidmet hat, der Verräter erzählte mir Jahre spä-ter, daß Lezama sein Leben lang in sie verliebt gewesen sei, platonisch, versteht sich –, in mein Fleisch, das nur daraufwartete, von ihm gebissen zu werden. Ein Geschöpf zum Verraten. Er fand mich eigentlich nie schön, gestand er mir mehr als einmal, sondern sah in mir ein Opfer, und das war es, was er suchte, was er sucht. Er führte mich in die Einfahrt eines Klosters, rezitierte einen Abschnitt aus seinem letzten Buch, holte ein Exemplar aus einer Ledertasche hervor und widmete es mir. Ohne zu fragen, wie ich heiße, schrieb er: »Für ein Mädchen aus Regen.« Dort überraschte uns die Nacht, beim Re-den, er redete von der großen Literatur, ich von sowjetischen (was sie damals noch waren) Roma-nen, die es in den Buchläden zu kaufen gab. Jedes-mal, wenn ich einen Titel erwähnte, verzog er vor Ekel das Gesicht, nur wenn ich kubanische und lateinamerikanische Bücher nannte, die ich gelesen hatte, staunte er und beglückwünschte mich mit einem feuchten Kuß auf die Stirn.

Danach stellte er mir weiter nach, manchmal bezog er sogar Posten an der Ecke, wo ich wohnte, und Kumpane von ihm spionierten fast alles über mein Leben aus, fast alles, er dachte, alles. Schließ-lich landete ich eines Abends in seinem Zimmer, in

der Mietskaserne der Intellektuellen. Dort hausten Maler, Schriftsteller, Musiker, Journalisten, Architekten, Ingenieure, Schauspieler und auch viel Abschaum, Schrott aller Art: ein Indio aus Oriente, der sich Argelino nennen ließ, ein Krimineller mit sechsunnddreißig Katzen und zwei deutschen Schäferhunden (alle zusammen in einem Zimmer), der sich in Anlehnung an Al Capone Al Cafotano nennen ließ, ein Zuhälter und ein Devisen- und Drogenhändler. Das war der Abend, wo er schließlich meinen Namen erfuhr und sich so über ihn entsetzte. Und am Tag daraufkam ich mit neuem Namen und neuem Leben wieder.

In der zweiten Nacht fragte er mich, ob ich Jungfrau sei. Ich sagte natürlich ja, weil ich es wirklich war, es war noch nie jemand in meine Scheide eingedrungen, mein Jungfernhäutchen war unversehrt. Das paßte ihm nicht, er fing an, sich aufzuregen, machte mir Vorhaltungen und war sichtlich verärgert. Wenn ich Jungfrau sei, müsse mich irgendwer entjungfern, aber er niemals. Er sei dazu nicht in der Lage, er ertrage keine Jungfrauen, er wage es nicht, etwas so Empfindliches, Feuchtes wie das Hymen zu zerstören! Wie konnte er ahnen, daß er viel später und sehr oft weit empfindlichere Zonen in mir zerstören würde: die Würde, die Seele und das ganze alberne Zeugs, das für uns Frauen so wichtig ist. Ich mußte – noch einmal – unverrichteter Dinge fortgehen und sollte entjungfert wiederkommen, aber ohne ihm davon zuviel zu erzählen, wie es passiert war. Es wäre für ihn eine Horrorvorstellung, Details erfahren zu müssen, die für unsere zu-

künftige sexuelle Beziehung ohnehin nichts bringen würden.

Ich hätte ihm erzählen können, daß ich zwar Jungfrau hinsichtlich der Scheide war, aber nicht, was einen anderen Kanal ohne K betraf. Obwohl in der Schule ein paar Mädchen anfingen, uns angst zu machen, man würde auch hinten schwanger werden können oder sogar ohne ihn überhaupt irgendwo reingesteckt zu bekommen; wenn nämlich nur ein einziges Tröpfchen auf den Schenkel fallen würde, könnte das hineinlaufen, und schon wäre es passiert. Ich wartete, bis es dunkel wurde, um an der Mauer des Castillo de la Fuerza mit einem fünfzigjährigen ehemaligen politischen Gefangenen herumzumachen. Er war gerade freigekommen und erzählte mir, daß sein ganzes Verbrechen darin bestanden hatte, einen Stein in ein Schaufenster zu schmeißen, in dem eine Fahne des 26. Juli und ein paar idiotische Losungen waren, dafür hatte er dreizehn Jahre gesessen. Es war ein schönes Abenteuer mit ihm, ein bißchen litt ich darunter. Er brachte mir verschiedene Bücher nahe, durch ihn lernte ich *Die Gnadenfrist* von Mario Benedetti kennen.

Es genügte eine kurze Bemerkung meines Vaters – das Schlimmste, was ihm und seiner Familie passieren könnte, der Todesstoß für ihn wäre, wenn er erfahren würde, daß seine Tochter mit einem Neger fickt –, damit ich mich bis über beide Ohren in einen riesigen Schwarzen mit grünen Augen verliebte, noch dazu einen Seemann. Von ihm hörte ich Anekdoten über alle großen Häfen der Welt, vor allem über den von Hamburg – als das noch BRD war –

und die berühmten Hurenstraßen von Sankt Pauli. Vor meinem schwarzen Seemann mußte ich die Flucht ergreifen, weil er sich nicht mit dem Hinterland zufriedengab und nur noch von vorn angreifen wollte. Ich war damals noch nicht mutig genug und hatte auch nicht die geringsten wirtschaftlichen Voraussetzungen, um mit den Rassenproblemen meines Vaters fertig zu werden.

Ich war also nicht mehr so ganz Jungfrau, nur der Form nach. Wer aber sollte dem wilden Toben dieser in ihren Obsessionen eingeschlossenen Bestie Einhalt gebieten? Der Verräter, tränenüberströmt, hielt mir die Tür auf, und durch sie ging ich hinaus, kein verschrecktes junges Mädchen mehr, sondern ein kriminelles Jungfernhäutchen. Ein Hymen, das bereit war, den erstbesten Penis zu töten, der ihm über den Weg lief, außer dem geliebten.

An der Bushaltestelle am Kai von Casablanca wartete ein Langhaariger einsam auf irgendeinen Bus, er war so vollgepumpt mit Marihuana und Rum, daß er nicht mehr wußte, wo er eigentlich hinwollte, er wußte nur, daß er von diesem Kai wegmußte. Ich stukte seinen Kopf kurz in das trübe und nach Petroleum stinkende Wasser am Malecón, dann stellte ich mich mitten auf die Straße und hielt das Auto eines Generals an, der uns mitnahm. Ich erklärte ihm, mein Bruder hätte einen schweren Asthmaanfall und müßte dringend ins Krankenhaus. Er setzte uns am Calixto García vor der Wache ab, dort wartete ich, bis das Nummernschild des Generals außer Sichtweite war, und schleifte dann den Langhaarigen bis zu La Red, einem stockdunklen Nachtclub im Zentrum

von Vedado. Er hieß Machoqui und hatte sich ausgerechnet 1975, als es auf der ganzen Welt kein Mensch mehr war, am allerwenigsten in Kuba, vorgenommen, Hippie zu sein. Ich gab ihm vier Ohrfeigen, schüttete ihm zwei Krüge kaltes Wasser in sein betrunkenes Gesicht und fing an, ihn zu küssen, damit der schöne romantische Brauch gewahrt bliebe. Auf dem zerfledderten, verschwitzten Pullmannsofa hörte er einen von José Antonio Méndez höchstpersönlich gesungenen Bolero, knöpfte sich dabei den Hosenstall auf und holte seinen knüppelharten Schwanz heraus. Meinen Slip hatte ich schon unten auf den Knöcheln. Ich dachte an die Guillotine, schwang mich auf seine Eichel, und da war er es, der vor Schmerz aufschrie, ich hatte nicht genug Gleitmittel genommen. Es machte Arbeit, aber ich enthauptete ihn. Es brannte nur ein bißchen, und ein Schwall Blut schoß heraus. Mein Hymen hatte seine Pflicht, einen Penis zu ermorden, getan, und nach der Tat war er wie ein perfekter Verbrecher, ohne Spuren zu hinterlassen, verschwunden. Im Handumdrehen war ich wieder angezogen, ich zahlte und ging. Von Machoqui, meinem Entjungferer, habe ich nie wieder etwas gehört.

Ich ging zurück in die Bude des Verräters. Natürlich hatte er nicht mit mir gerechnet. Er öffnete verschlafen die Tür – es war schon früher Morgen – und gähnte, ohne darauf zu achten, daß ich nicht seine Zahnfüllungen sah. Ich schob ihn zur Seite und trat beschwingt ein, es fehlte nicht viel, und ich hätte Walzer getanzt.

»Alles klar«, sagte ich.

»Wie, alles klar?« fragte er, während er sich eine Zigarette ansteckte.

»Ich bin geknackt.«

»Willst du damit sagen, du bist keine ...«

»Genau ... ich bin keine Jungfrau mehr. Kann ich mich mal bei dir waschen?« Das Sperma des Langhaarigen lief mir die Knie runter.

Er hatte kein Bad. Völlig verwirrt brachte er mir einen Plasteeimer voll Wasser und eine Schüssel, vor seinen Augen zog ich meinen blutgetränkten Slip aus und wusch mir meine arme, rote Muschi. Er wandte sein Gesicht ab, weil er es nicht sehen wollte, aber aus dem Augenwinkel sah er doch alles. Er steckte sich noch eine Zigarette an, lächelte und beobachtete mich hinter der ständigen Rauchwolke. Ich wurde sehr ernst. Ich wollte nur – und ich weiß bis heute nicht, warum – auf eine brutale Weise, daß mich dieser Mann liebt.

Der Verräter entjungferte meine Unschuld; wenn ich heute mitleidlos bin, so geht das auf sein Konto. Er war dazu bestimmt, meine Träume zu vergewaltigen, und er tat es auf grausame Art. Er war es, der mich belügen sollte, und er tötete mich mit Lügen. Er war es, der Zeichen einbrennen sollte, und hier bin ich, bedeckt mit Narben. Er wird es nie erfahren, er ist nicht reif dazu. Ich liebte ihn, wie man das nur als junges Mädchen tun kann, gelehrig und mit einer Intelligenz, die für jede Verrücktheit offen ist. Und seine Verrücktheiten nahm ich zu ernst. Er war der erste, den ich liebte, und das macht aus ihm gewissermaßen etwas Besonderes.

So begann unsere Liebesgeschichte. Ich habe ein

ganzes Schuljahr geschwänzt, aber was stört das schon? Ich schloß mit ausgezeichneten Zensuren ab, die ich beim Klassenlehrer für tausend Pesos kaufte, als tausend Pesos noch Geld war, und zwar eine Summe, bei der man in die Knie ging. Ich bekam nicht nur gute Zensuren, sondern auch einen Studienplatz am Lehrerbildungsinstitut, zu einer Zeit, als die Lösung hieß: »Es gibt keine Berufung, Berufung ist die erfüllte Pflicht.« Und alle Welt mußte massenhaft Lehrer oder Arzt werden, weil das Vaterland das verlangte, es gab keine Sportlehrer, und dieser Studienplatz war spitzenmäßig, weil du Anspruch hattest auf ein Zimmer in Ciudad Libertad (natürlich mit vier anderen zusammen), sowie auf Sportbekleidung: spitzenmäßige Tennischuhe, spitzenmäßiger Jogginganzug, spitzenmäßig bunt gestreifte dicke Strümpfe, die bis zum Knie gingen, es gab Frühstück, Mittag, Vesper und warmes Abendessen in einem traumhaften Speisesaal, eine Schwimmhalle und supergute, blonde, braungebrannte, muskelbepackte, lustige Lehrer. Und diesen Studienplatz habe ich für nur noch mal tausend Pesos bekommen, die der Verräter bezahlte, klar, er verdiente genug: dreihundertfünfundzwanzig Pesos im Monat plus Autorenrechte. Auf diese Fakultät schickten sie auch die Streber, die Musterschüler, die, die Psychologen, Journalisten, Diplomaten, Juristen oder Wissenschaftler werden wollten, die Klugen, die sich ein Bein ausrissen bei der gesellschaftlichen Arbeit, den Schulen auf dem Land, den Versammlungen und allem möglichen Scheiß, um in den Kommunistischen Jugendverband aufge-

nommen zu werden, wenn du nämlich nicht in der UJC bist, kannst du deinen Traumstudienplatz vergessen. Der Studienplatz deiner Träume verwandelte sich jedoch in den deiner Alpträume, wenn die *erfüllte Pflicht* aufgezwungen wurde, weil die Berufung auch so eine Erfindung der Yankees ist, reine Feindpropaganda. Ich möchte wissen, was aus Pepe Soto geworden ist, der Opernsänger werden wollte und statt dessen Leistungssport machen mußte und Sprinter geworden ist, obendrein, da siehst du, wie das mit der Berufung ist, nicht mehr und nicht weniger als Hindernisläufer. Und was ist wohl aus Julia León geworden, die davon träumte, Staatsanwältin zu werden, um anzuklagen und immer wieder anzuklagen? Wo sie doch so viele verpfiffen hat, um zu beweisen und eindrucksvoll zu demonstrieren, daß sie eines Tages eine Staatsanwältin auf der Höhe der Zeit sein würde, und zwar eine, mit der nicht zu spaßen ist!, und sie mußte Medizin studieren, Fachgebiet Gynäkologie/Geburtshilfe – wie viele Unschuldige wird sie jetzt zum Tode verurteilen! Ich hatte das ganze Jahr über in der Schule gefehlt, und ich habe im Leben keinen Sportplatz betreten, UJC-Mitglied war ich nicht, weil ich frühmorgens aus dem Wohnheim verschwunden bin und rübergegangen bin in das Wohnheim der Jungen, um mit ihnen anzubändeln, und weil ich nicht mit dem Sekretär von meiner Gruppe ins Bett gehen wollte. Ich war die schlechteste Schülerin gewesen, und trotzdem war ich jetzt an der Uni. Dank dem Wohlwollen des Verräters, vor allem aber dank meiner »fruchtbaren Gefangenschaft«.

Seit jener zweiten Nacht, in der ich offenbar alle Voraussetzungen erfüllte, damit der Verräter mit mir schlief, hatte dieser ständig im Auge, daß ich ein unschuldiges Geschöpf war, das er schmieden, vor den Schrecknissen der Außenwelt beschützen und nach seinem Ebenbild formen mußte. Ich gab den Schreibmaschinenunterricht auf, die Mulattin hatte das Portemonnaie meiner Eltern geplündert, ich hatte sechs Monate lang auf der alten Remington herumgehämmert und konnte noch nicht einmal mit allen zehn Fingern schreiben. An einem Vormittag zog mich der Verräter aus, setzte mich splitterfasernackt vor seine großartige Olympia, deckte die Tastatur mit einem weißen Blatt Papier zu, verband mir die Augen, fing an, mir Hals, Rücken, Hintern, Brüste und Bauchnabel zu streicheln und Gedichte aus *In der Calzada de Jesús del Monte* zu diktieren. Ich schwitzte in Strömen, und seine langen, trockenen Hände schnitten die Rinnale ab, die von meinem Hals auf meine Brüste, von meinem Rücken zwischen die Arschbacken, von meinen Achselhöhlen in die Hüften flossen ... noch vor dem Abend schrieb ich hundertzwanzig Wörter pro Minute. So fing diese Liebesgeschichte an, auf militärische Art, er befahl, und ich parierte. Ich war ein Anhängsel seines Gehirns: wenn er einen Essay über den Stummfilm schrieb, war ich es, die sich gewissenhaft Film für Film ansehen mußte, von der Erfindung der Gebrüder Lumière bis zum Aufkommen des Tonfilms und dem damit verbundenen Niedergang des Stummfilms, ich kam mit der gesamten Dokumentation, legte sie ihm rechts ne-

ben die Schreibmaschine, und er schrieb einen brillanten Essay. Wenn es um die gotische Malerei ging, mußte ich alle Enzyklopädien wälzen, mit verschiedenfarbigen Zetteln die Stellen markieren und gewissenhaft die Namen der Bilder und Maler auf den Teil des Zettels schreiben, der aus dem Buch herausragte, damit er ohne Zeit zu verlieren die Reproduktionen der Kunstwerke finden konnte, auf die er sich bezog. Ich fing erst recht spät an, mir über seine Tyrannie klar zu werden, eigentlich erst, als ich schon genug gelernt und kapiert hatte, denn ohne jeden Zweifel war das meine eigentliche Universität, trotz dem, was ich gelitten und gearbeitet hatte, ganze Nächte ohne zu schlafen, trotz der Ausbeutung. War es Ausbeutung? Ja, aber ich wußte es nicht, ich führte jeden Befehl aus Liebe aus, für mich war das Liebe, so sollte man lieben. Er allerdings befahl aus Geschäftssinn, ich war die Studentin, die Essen, Bett, Sex und eine grandiose, exquisite Erziehung bekam (sehr schnell schon lernte ich, Messer und Gabel nach französischer Art zu benutzen, und auch, mit chinesischen Stäbchen umzugehen, vorher hatte ich mit dem Löffel gegessen), eine Erziehung, die sehr anders war als die der dummen Puten von der Schule und die ich im Tausch für meine Arbeit bekam, außerdem mußte ich waschen, bügeln und saubermachen. Als ich Monate später durch das Tor von Ciudad Libertad ging, genügten drei Wochen, um zu begreifen, daß die Ausbildung dort nichts mit Bildung zu tun hatte, ich schließ im Unterricht ein, ich ertrug nicht das dauernde Training (schließlich wollte ich zu keiner

Olympiade, ich wollte lediglich Kindern und Jugendlichen Sportunterricht erteilen, und wenn es hochkam, vielleicht auch gelangweilten, schwanzgeilen Studentinnen, wie ich es war, und eins und eins, und zwei und zwei, und drei und drei, und vier und vier, strecken und ein-zwei-drei-vier, Hocke und ein-zwei-drei-vier, und ausschütteln, spielt, was ihr wollt), mir reichten drei Wochen, und ich machte Schluß, ich ging nie wieder hin, trotzdem, und zwar dank der finanziertigen Taschenspielertricks des Verräters, prangt an der Wand des Wohnzimmers meiner Eltern heute mein Universitätsdiplom für Sporterziehung. *Meine brillante Laufbahn*, die habe ich nie absolviert. Mir fällt der australische Film ein, der so hieß, und mir schaudert, weil die Hauptfigur, Sibylle, mir sehr ähnlich war, und als ich aus dem Kino rauskam, dachte ich, wenn ich einmal vom Verräter ein Kind bekäme und es wäre ein Mädchen, würde ich ihm diesen Namen geben; bloß daß der Verräter nie etwas von Kindern wissen wollte, und als ich ihm die Idee mit dem Namen erzählte, tauchte er am nächsten Tag mit einer gerade geborenen, halbtoten Katze auf, die er Sibylle taufted.

Was meine Eltern von alldem hielten, was für eine Meinung sie dazu hatten? Gar keine, weil sie von nichts etwas wußten. Der Verräter und ich entwarfen ein perfektes Szenario, und mit seinen guten Beziehungen zu Funktionären in allen möglichen Ministerien beschaffte er die nötigen Dokumente, um die große Lüge zu bewerkstelligen. Für meine Eltern hatte ich die Abiturklasse in einer Spezialschule für Funktionärskinder auf der Isla de

Pinos besucht, ich war in der Schule wegen meiner Intelligenz und meines guten Verhaltens aufgefallen, vor allem aber wegen der ausgezeichneten Entwicklung meines Vaters als vorbildlicher Gewerkschaftsfunktionär. Für meine Eltern war ich UJC-Mitglied, ich besaß sogar einen falschen Mitgliedsausweis. Für meine Eltern war ich Studentin der Sporterziehung, ich wohnte in Ciudad Libertad, in den Ferien fuhr ich aufs Land, um in der Landwirtschaft zu helfen. Für meine Eltern war ich eine mustergültige Tochter. Und der Verräter war mein Klassenlehrer, der sie jeden Monat besuchte, um sie über meine Fortschritte und meine sagenhaften schulischen Leistungen zu unterrichten. Für meine Eltern war ich Studentenfunktionärin, und das nun verschaffte meinem Papilein endgültig den absoluten väterlichen Orgasmus.

In Wirklichkeit lebte ich eingesperrt wie in einem Kloster, meine Religion war die Liebe, mein Gott der Verräter. In Wirklichkeit war ich glücklich, weil für mich dieses Leben keine Erniedrigung bedeutete, und draußen war die Welt so häßlich, daß dieses mit Büchern vollgestopfte Zimmer für mich einen vor Schätzen überquellenden Palast darstellte. Der Verräter schlief am Tag und arbeitete abends und in der Nacht. Ein- oder zweimal die Woche ging er in das, was er sein »Büro« nannte, ein verbotener Ort für mich. Ich durfte nicht die Grenzen des Zimmers überschreiten und schon gar nicht die Alt-Havannas. Der Verräter gehörte mir von Monse rrata bis zur Bucht, jenseits davon gehörte er sich, anderen Frauen, den Freunden und dem »Büro«.

Reiste er ins Ausland, erfuhr ich von seiner Rückkehr, wenn er schon wieder vor mir stand, mit seinem himmelblauen italienischen Anzug, seiner Zigarette im Mund und dem ewigen Dunstschleier, seinem Koffer voller neuer Bücher in Luxusausgaben und Geschenke für die ganze Familie, mich eingeschlossen. Mit der Zeit bekam ich immer weniger Geschenke.

Der Verräter wurde zu vielen offiziellen Empfängen eingeladen, mal für Gabo, mal zu Ehren Régis Debrays – er war damals noch ein Linker und darum gern gesehen –, mal zu einem Essen für Carpentier und Lilia oder zu einer Ehrung für sowjetische Filmschaffende bei einer Filmschau der sozialistischen Länder, letzten Endes eine endlose Serie von gesellschaftlichen Lächerlichkeiten, an denen er immer öfter teilnehmen mußte. Mir übertrug er die schreckliche Aufgabe, auszuwählen, was er anziehen sollte. Guayabera? Da können sie von mir aus tausendmal erzählen, daß das unsere Nationaltracht sein soll, ich fand die Guayabera immer potthäßlich, Uniform für Kleingeister, Staatssicherheitsleute und Opportunisten. Ich holte ihm aus dem Spiegelschrank die französischen Hemden, die französischen Parfüms, den englischen Anzug und die italienischen Schuhe, und er belehrte mich, daß man das nicht macht, sich so elegant und auffällig anziehen, es wäre besser, wenn er die Guayabera anzöge, die made in Mexico war, weil die aus hundertprozentig kubanischer Produktion einfach grauenhaft waren. Ich habe ihn nie die kompromittierenden Modesachen tragen sehen, niemals, sie waren seine Ausstat-

tung für die Reisen. Ich bügelte die Guayabera und die ebenfalls mexikanischen Jeans, wienerte seine Cowboystiefel, parfümierte ihn, kämmte seine Locken, verabschiedete ihn in der Tür mit einem Kuß, dem er auswich, als wäre er eine Frau, die Angst hat, sich ihren Lippenstift zu verschmieren. Er verschwand zwischen den grünen Farnen auf dem Gang und dem Quietschen des Gitters. Ich blieb bei Proust und Baudelaire.

Nach drei Jahren, als ich wieder einmal nach Ciudad Libre mußte, um am Ende des Studienjahres das Geld für die erlassenen Prüfungen hinzubringen, sah ich beim Herauskommen, daß mich eine Männerhand aus einem ANCHAR heraus (einem der übriggebliebenen Privattaxis aus den fünfziger Jahren, die heute nur für Dollars zu haben sind, damals aber noch sehr billig waren) zu sich heranwinkte. Ich wollte weitergehen, aber die Wagentür ging auf, und der Verräter stieg aus. Mir wurde schwindlig, ich fiel fast in Ohnmacht und wollte meinen Augen nicht trauen, ich hatte ihn noch nie außerhalb unserer Grenzen gesehen. Ich dachte, er irre sich vielleicht, und ging trotz seines lauten Rufens weiter. Er lief hinter mir her und nahm mich beim Arm.

»Hör mal, wir müssen heiraten, heute noch, ich habe schon alles geregelt, es ist unbedingt nötig, daß wir heiraten ... Ich brauche eine Ehefrau ... Sie geben mir einen wichtigen Posten im Ausland, und da muß ich verheiratet sein.«

Er schob mich ins Auto. Das Auto preschte los, und in meinem Kopf drehte sich alles. Wir kamen

am Hochzeitspalast an, dort warteten der Fotograf und zwei Zeugen, die der Fotograf auf der Straße aufgelesen hatte, zwei vollgeschissene, versoffene Alte aus der Kneipe der Arabischen Gesellschaft. Die Rechtsanwältin wollte gerade aus dem Familiengesetzbuch vorlesen, aber der Verräter zog hundert Pesos aus der Tasche, sie klappte das Buch zu und fragte:

»Sind Sie bereit, einander zu ehelichen?«

»Ja«, antwortete er.

Ich antwortete nicht, es vergingen zwei Minuten, nichts, ich hatte einen Kloß im Hals, die Augen voller Tränen und eine Angst, daß mir schlecht wurde und ich mir fast in die Hosen machte. Meine Mutter war nicht dabei, mein Vater würde sich umbringen, mit Sicherheit, obwohl die Partei den Selbstmord verurteilt, sie duldet keine Selbstmörder in ihren Reihen. Und ich ... Der Verräter kneift mir in die Wange.

»Was ist los mit dir? Warum antwortest du nicht? Du warst doch Feuer und Flamme.«

Die Notarin zögert, und trotz der hundert Pesos verlangt sie noch einmal meinen Personalausweis, vergewissert sich, daß ich volljährig bin, ich bin sogar schon neunzehn. Und ich will dieser fremden Frau am liebsten erzählen: Sehen Sie, Genossin, ich habe ihn als Minderjährige kennengelernt, es sind aber schon drei Jahre vergangen, die ich eingesperrt war, und ich bin erwachsen und weiß, was ich tue. Ich tue das, was er sagt, weil er ein Mann von Welt ist und weiß, was er tut, und es war immer gut so, er geht den richtigen Weg, und ich hinter ihm her,

darum bin ich seine Braut, oder Geliebte, oder Sekretärin, oder sein Dienstmädchen – ach nein, die Genossin, die im Haus arbeitet, Dienstmädchen gibt es ja nicht mehr, seit die Revolution gesiegt hat – oder seine ...

»Ja, ich bin bereit, ihn zu ehelichen.«

Oder seine Frau. Getraut im Hochzeitspalast. Ohne Brautkleid, ohne Trinkspruch. Aber mit Fotos. Ohne meine Mutter, ohne meinen Vater. Aber mit Fotos. Ungekämmt, verschwitzt, in Alltagsklamotten, wichtig ist nur das Papier, die Heiratsurkunde, die bestätigt, daß er eine Frau besitzt ... Und die Fotos, die der augenscheinlichste Beweis unserer glücklichen Heirat sind. Ich mit dem Gesicht eines Opfers aus einem Horrorfilm, wie ein Zicklein, das zur Schlachtkbank geführt wird. Wie Mia Farrow in dem Film, wo sie blind ist und die ganze Familie ermordet wird und sie allein im Haus bleibt, eingesperrt mit dem Mörder.

»Ab heute mußt du mich zu allen Empfängen begleiten, wir müssen dir geeignete Kleider und Schuhe mit hohen Absätzen kaufen. Mir gefällt es, wenn du in Stöckelschuhen läufst, damit du auffällst. Ich habe es immer genossen, wenn andere Männer scharf auf die Frauen waren, die ich hatte. Wenn niemand sie ansieht, verlieren sie auch für mich ihren Reiz, sie hören auf, mir zu gefallen.«

Als wir aus dem Palast herauskamen, bekamen wir das erste Kompliment von zwei Jungs, die im Taxi vorbeikamen.

»Hallo, Kleine, das ist ja Blutschande, du hast wohl deinen Papa geheiratet?!«

Er lächelte kaum merklich, steckte sich eine Zigarette an und bemerkte:

»Die Sache läßt sich gut an.«

Ich schnitt mir die Haare ganz kurz. Ich fing an, mich zu schminken. Der Verräter übernahm es, mir die ganze nötige Ausstattung zu kaufen. Meine Eltern fanden es großartig, daß ich meinen »Klassenlehrer« geheiratet hatte, auch wenn meine Mutter auf dem Klo weinte: sie hatte von einem Hochzeitskleid mit langer Schleppe geträumt, von vielen Gästen und einer Hochzeitstorte mit kleinen Figuren drauf, auch von einer Handvoll Reis, der ausgestreut wird (mehr nicht, weil die monatliche Zuteilung nicht reichte), und von dem ganzen Brimborium, das die Mütter veranstalten, wenn ihre Töchter heiraten. Papa biß sich auf die Zunge; wenn der Verräter nicht vor mir gestanden hätte, hätte er mir eine geknallt, daß mir Hören und Sehen vergangen wäre. Doch er konnte nicht den Verräter verraten, den »Klassenlehrer«, der sich der Familie gegenüber so untadelig benommen hatte und der jetzt sein Schwiegersohn war. Und ich kam in die tropisch sozialistische High Society. An der Seite eines berühmten Mannes, und alle sahen gleichgültig auf dieses verängstigte Mädchen herab, das sich hinter einer Maske versteckt hatte und mit den Füßen immer umknickte, weil es mit den Stöckelschuhen nicht klarkam.

Wenn dem Verräter irgend jemand Bedeutendes vorgestellt wurde, antwortete er stolz:

»Sehr erfreut, ich bin Philosoph.«

Meine Naivität – oder Ignoranz, ganz, wie Sie

wollen – ging nicht weit genug, als daß ich mich nicht angesichts dieser anmaßenden und zweifelhaften Behauptung geschämt hätte. In diesem Land gibt es Boxer, Baseballspieler, Aktivisten der Zukkerrohrernte, Bauschaffende, Internationalisten, Ärzte, Dichter, Erzieher, Kunst- und Filmkritiker, aber Philosophen? Philosophen gibt es vielleicht in Deutschland, aber hier? Bei so viel Hitze und Hunger und so vielen Wachkomitees und Versammlungen, um wieder andere Versammlungen vorzubereiten, Arbeitsberatungen, Voll- und Volksversammlungen, in denen dasselbe alberne Zeug wie immer diskutiert wird: warum das Brot nicht rechtzeitig kommt, wenn es überhaupt kommt. In diesem Land, wo es keine Scham gibt, was für Scham soll es da geben, wenn es weder Deodorant noch eine Süßkartoffel noch eine Freundlichkeit gibt ... Ein Philosoph, der in einem elenden Loch haust, ohne Bad, ohne Küche? Ein Philosoph, der Wasser-eimer schleppt? Auch wenn eigentlich ich die Eimer schlepppte. Egal, er ist Philosoph, und basta. Er hat nicht ein Wort Philosophie geschrieben, aber er denkt viel, argumentiert er, und die Männer, die viel denken, sind Philosophen, und eines Tages wird er alles, was ihm im Geiste vorschwebt – im Gehirn, aber das Wort mag er nicht, es klingt so unpoetisch –, in einem Meisterwerk niederschreiben.

Anfangs bin ich immer rot geworden, aber ich glaubte ihm, ich zitterte vor Aufregung – wie wunderschön war es doch, einen Philosophen zu lieben! Auch heute noch gibt sich der Verräter als Philosoph aus, obwohl er noch immer nicht eine Zeile zu

einem philosophischen Problem geschrieben hat. Vor kurzem wollte er sich in der Schlange, in der nach Fisch angestanden wurde, vordrängeln, er protestierte, weil ein Philosoph seine Zeit nicht mit Schlangestehen vertrödeln dürfe, da haute ihm ein dickes Weib eine runter, daß er in der Pfütze neben dem Müllcontainer landete, und er mußte sich dann doch sechs Stunden die Beine in den Bauch stehen und las dabei irgendein Büchlein von Derrida. Aber das ist nicht nur hier so, wem, in welchem Teil der Welt auch immer, wäre es nicht peinlich, zuzugeben, daß er Philosoph ist? Wozu sind die nütze? Zum Denken? Zum Herumdösen, wie ich? Vielleicht bin ich auch Philosophin und habe es nur noch nicht gemerkt.

Der Verräter begnügte sich allerdings nicht damit, ein Mann des Denkens zu sein, sondern sah sich auch als einen Mann der Tat, einen Rambo des Kommunismus, einen Machisten-Leninisten. Unvergleichlich, wie er seit seinem achten Lebensjahr als Kurier aktiv am illegalen Kampf teilnahm. Mit elf brachte er den dumpfesten Bauern im entlegensten Winkel der Sierra Maestra Lesen und Schreiben bei. Mit vierzehn hätte er fast sein Leben verloren und wäre zum Märtyrer geworden – irgendein Krankenhaus wäre dann heute vermutlich nach ihm benannt –, als er in den Bergen des Escambray gegen Banditen kämpfte. Danach hat er selbstverständlich seinen Militärdienst geleistet und an den Zukkerrohrernten teilgenommen, an allen, die es gab und die es noch geben wird – trotzdem hat er richtige Pianistenhände: weiß, mit rosigen Handtellern

und ohne eine einzige Schwiele, ich habe nur sechs Schulen auf dem Land mitgemacht, und meine Hände und Füße sind voll davon. Er war auch Reporter bei den Lufteinsätzen in Nikaragua und Angola. Er spielte den Superagenten von der Staatssicherheit, war stets in einer »komplizierten Mission« unterwegs. Der rote Missionar, wie ihn eine Freundin von mir nannte, die Würmin. Mit diesem ganzen Zeug hatte er der halben weiblichen Bevölkerung von Havanna den Kopf verdreht. Denn wie alle großen Äktschenhelden ist er vor allem ein Weiberheld. Mich interessierte diese Unmasse schillernder Heldentaten nicht im geringsten, ich habe nie auch nur eine von seinen Anekdoten für wahr gehalten, ich hörte sie mir an, wie man sich die Zwei-Uhr-Hörspiele anhört, mit halbem Ohr, voll damit beschäftigt, mit der Idiotie des täglichen Lebens fertig zu werden. Ich liebte nicht den Helden, ich glaubte, den Schriftsteller zu lieben. Den Mann? Wie sollte ich diesen kranken Mann lieben können, der es im Bett nur dann schaffte zu kommen, wenn er mein Geschlecht mit den wütenden Attacken seines Schwanzes blutig stieß? Darum gewöhnte ich mich daran, es mir selbst zu besorgen. Nur heimlich genoß ich eine erträumte Liebe. Ein Phantasiegebilde.

Weil er meine Erfindung war.

Wir gingen für vier Jahre ins Ausland. Es war das erstemal, daß ich diese Insel verließ, und das ist ein anderer Roman, den ich schreiben muß. Ich saß weinend im Flugzeug, machte auf Avellaneda und rezierte leise:

*Perle des Meeres! Stern des Okzidents!  
Schönes Kuba! Deinen strahlenden Himmel  
Bedeckt die Nacht mit ihrem dunklen Schleier,  
Wie der Schmerz meine traurige Stime bedeckt.*

*Fort will ich! ... Der emsige Haufe ...*

Ich sprach das Sonett hundertmal vor mich hin, wie ein Credo vor dem Refektorium, bis kein Land mehr zu sehen war und nur noch Wolken da waren und danach nichts ... das langweilige Nichts, das mich einschlafen ließ. Und dieser Schlaf dauerte vier Jahre lang, die wir in jenem fernen Land waren, in das man mich als »mitreisende Ehefrau« verbracht hatte, und ich war weiter dasselbe häßliche Dornröschen, die Mißhandelte, ohne eigenes Leben, immer auf den Satz wartend, der alles zerstören konnte, den Donner, der mich erwecken würde.

Der Verräter saß die ganze Zeit eingeschlossen in einer Mansarde und schrieb an einem Roman, für den ihm nach seinen Worten der Nobelpreis sicher wäre. Das fertige Produkt sollte folgende Charakteristika aufweisen: gotisch und hyperhermetisch wie Umberto Eco, vor allem der vom *Pendel*, philosophisch tiefschürfend wie Marguerite Yourcenar und Thomas Mann, unheimlich wie *Das Parfüm* von Patrick Süskind, poetisch dicht wie Hermann Broch, unerbittlich trocken wie Samuel Beckett und natürlich kubanisch wie Lezama und Carpentier. Der Roman, an dem er arbeitete, sein Masterpiece, schien eher eine Collage der Autoren, die zuletzt im *Magazine Littéraire* rezensiert worden waren. An-

dererseits durfte niemand eine Zeile lesen von dem, was er schrieb; wenn Besuch kam, räumte er alles Papier von seinem Schreibtisch aus edlem Honduras-Mahagoni, den er bei Roche & Bobois gekauft hatte. Wenn er – was höchst selten vorkam – außer Haus ging, verschloß er das Manuskript argwöhnisch in einem Safe. Ich fing an, mißtrauisch zu werden.

Der Verräter schlief nur, wenn ich nicht da war, und schickte mich alle Augenblicke aus dem Haus, unter dem Vorwand, ich sollte ins Museum oder ins Kino oder zu einer Freundin gehen oder mich in einen Park setzen und lesen, und bezahlen mußte ich das alles aus eigener Tasche. Ich ging morgens um acht weg und kam nachts um eins zurück, halbtot vor Heimweh, Kälte und Hunger. Und mit etwas Schlimmerem, oder Besserem, auf alle Fälle sehr Großem: dem Zweifel. Wie lange noch? In den Filmen, in den Büchern, im Leben der anderen war die Liebe nicht so.

Eines Nachmittags kam ich früher nach Hause, unangekündigt, er stand unter der Dusche, und mit einem Satz war ich an seinem Schreibtisch, ich ließ die Tür offen, damit er nicht hörte, wie sie ins Schloß fiel. Ich suchte, was er geschrieben hatte, wollte Ausschnitte aus seinem Opus magnum lesen: es waren dreihundert Seiten, auf denen ein einziger Satz stand:

»Alle verfolgen mich. Ich kann nicht schreiben, weil mich alle verfolgen.«

Und immer wieder dieser eine Satz, bis zum Erbrechen, bis Seite dreihundert. Ich hörte, daß er

mit dem Duschen fertig war, und mit einem Satz war ich wieder auf der Treppe – ich hatte genug Zeit, die Tür ohne einen Laut zu schließen. Draußen schneite es, es war kalt, ich fror mir den Arsch ab, ich hatte Hunger, Eierstöcke und Bauch taten mir weh, ich schiß unter die Brücken, ich aß zu jeder Tages- und Nachtzeit Baguettes, das billigste (es soll teurer geworden sein) und am besten schmeckende Brot, aber irgendwann hat man auch von Brot genug, wenn man es immer a capella ißt, ich hätte sonstwas für einen Teller schwarze Bohnen gegeben, aber drüben hatten sie ja auch keine, »drüben« ist Kuba, wann wird es da geben, was es geben muß? Was ich tun sollte, ist augenblicklich in die amerikanische Botschaft gehen und um Asyl bitten, kein politisches, sondern eheliches. Ich schlafte in der Metro, gehe reihum Leute besuchen, bis ich zur Last falle, jedesmal, wenn ich komme, sehe ich im Gesicht der Leute dieses »da kommt ja wieder die Ungeliebte«, die Gesprächsthemen sind uns ausgegangen, ich gehe von einem Kino ins andere, wobei ich sogar für Pornofilme Geld ausgebe, von einem Museum ins andere, obwohl ich keine Kulturen und Bilder mehr sehen kann, keine Kataloge, Plakate, Postkarten, Fotografien, und alles ist Geld, Geld, Geld, und ich habe nicht einen Freund, dem ich erzählen kann, daß Gustave Moreau der Maler ist, der mir am meisten das Leben versaut hat, besser gesagt, einer unter anderen hauptsächlichen. Ich stopfe die große Scheiße des Jahrhunderts in mich hinein, weil ich glaube, daß ich mit diesem Opfer zum großen Werk eines kubanischen Schriftstellers

beitrage, der außerdem mein Mann ist. Er ist weiter mein Mann, denn ich muß noch erwähnen, daß bevor ich morgens aus dem Haus gehe, wenn ich schon fertig in der Tür stehe, geduscht, in frischen, gebügelten Sachen, der Mantel fein säuberlich gebürstet, ohne das kleinste Stäubchen, gekämmt und parfümiert, er ist es, der plötzlich auf die Idee kommt, mich zu ficken, angezogen und alles, auf der weißen Matratze, die so fusselt, oder auf dem staubigen Teppich, er gibt nämlich keinen roten Heller für Teppichreinigungsspray aus, ich natürlich auch nicht, als mitreisende Ehefrau verdiene ich sechzig Dollar im Monat und habe kein Recht, nebenbei zu arbeiten. Dann muß ich die Sachen wieder ausziehen, mich noch einmal duschen, mir ein Nistatin-Zäpfchen in die Scheide stecken, weil er vermutlich mit einer Venezolanerin von der UNESCO Verkehr hatte, die ihm Scheißtrichomonaden angehängt hat. Hab Geduld und parfümier dich noch einmal, male dir noch einmal die Lippen an. Und wenn es so aussieht, als könntest du auf die Straße hinausgehen und dich in die eisigen Fluten des Morgens stürzen, raunt er dir fast zärtlich und wehrlos ins Ohr:

»Liebling, hast du mir Essen gekocht?«

Of course, my dear, honey, darling, liebstes Katerchen, Schatzi, Schnullipulli, Papichuli usw. Ich habe dir alles fix und fertig hingestellt, das Mittagessen, das du auffressen wirst, ohne einen Gedanken an mich zu verschwenden, ohne mir etwas übrigzulassen. Das Abendessen, nach dem du dir die Finger abgeleckt hast, wie du dich noch brüsten wirst, nicht

einmal einen Krümel Brot hast du für deine Süße gelassen, o Baby, nur das dreckige Geschirr, das sich in der Spüle stapelt, und die Kaffeeeflecken überall und die Zigarettenkippen und die überquellenden Aschenbecher.

Auf der Straße fiel mir ein, daß ich das alles schon im Film gesehen hatte: *The Shining*. Er war genauso wie Nicholson, der den gleichen Satz schrieb und alle umbrachte, die Gespenster, die Lebenden ... und in diesem Labyrinth steckte ich, immer fliehend, weinend. Auf die Axt im Rücken wartend, auf das Messer, in der Badezimmertür stehend ... Nein, sagte ich mir. Ein NEIN größer als das irgendeiner politischen Kampagne in Lateinamerika. Ich darf nicht weiter bei diesem Wahnsinnigen bleiben. Weil er mich in den Wahnsinn treibt. Ich bin schon eine Psychopathin.

Ich kehrte zurück, und einmal mehr war ich aufrichtig. Ich gestand ihm, daß ich seinen Roman entdeckt hatte und ihn gelesen hatte.

»Genial, findest du nicht?« war seine Antwort.

Während ich meinen Koffer packte, drohte er, sich umzubringen. Ich ging in die Küche und drückte ihm das Messer in die Hand, er jammerte weiter, ich ging zum Medizinschrank und mischte ihm das Zyankali, er schluchzte weiter. Das Vorletzte, was ich von ihm hörte, war:

»Es ist deine Schuld, daß ich nicht schreiben kann. Ich spüre, daß du mir nachspionierst, und das blockiert mich, du bist schuld ...«

Ich mußte fast lachen, weil ich wußte, wie dieser Bolero weiterging, ich kannte ihn in- und auswendig. Der Verräter kam angerannt, drückte mir die

Rasierklinge in die Hand, riß sein Pyjamahemd auf und flehte mich auf Knien an:

»Bitte, töte mich, töte mich!«

Kommt nicht in Frage, dachte ich; ich stellte mir vor, was das für Schlagzeilen in den Zeitungen und den Fernsehnachrichten geben würde: Talentierter kubanischer Schriftsteller stirbt von der Hand seiner jungen, gelangweilten Ehefrau, ein nutzloses Ding, das sich herumtreibt, während er über seinem neuen Roman schwitzt. Ich sammelte so gut es ging meine Habseligkeiten zusammen, es war eine Szene, die der übelsten venezolanischen Fernsehserie zur Ehre gereicht hätte.

Ich dachte, es würde ihm leicht fallen, mich zu vergessen. Als wir einmal in Havanna in einem Restaurant mit französischem Namen gegessen hatten, La Fayette, hatte er mir erzählt, daß es ihm überhaupt nichts ausmache, eine Frau von seiner Landkarte zu streichen, er brauchte nur an ihre körperlichen Mängel zu denken, und schon hatte er die Erinnerung an sie ausgelöscht. Ich habe mehrere, unglücklicher- oder glücklicherweise.

Das Flugzeug, die Scheidung. Ich hatte mich auf den ersten Blick in ihn verliebt. Ich hatte ihn verloren. Ich brauchte lange, ehe ich mich wieder verliebte. Schaffte es aber, vergaß. Ich bin auch nicht mehr die schwanzgeile Heulsuse von früher. Jetzt döse ich den ganzen Tag vor mich hin, oder ich gehe an den Malecón, um den Huren für Dollars Sachen zu verkaufen, die ich nicht mehr gebrauchen kann, oder um Zucker gegen *malanga-Knollen* einzutauschen, *malanga-Knollen* gegen grüne Bohnen, grüne

Bohnen gegen Zwiebeln, Zwiebeln gegen Reis, Reis gegen Milchpulver, Milchpulver gegen Waschpulver, Waschpulver gegen Aspirin, Aspirin gegen Zucker und so immerfort ... auf dem schwarz-roten Markt, wo sich die staatlichen Diebe mit den armen Schluckern treffen, denen, wenn sie überleben wollen, gar nichts anderes übrigbleibt, als kriminell zu werden. Man könnte es für den Text eines Lieds von Pablo Milanés halten.

Der Verräter für seinen Teil kehrte ebenfalls in dieses Land zurück, sein Heimatland, er heiratete noch viele Male und schreibt weiter Bücher, die nicht veröffentlicht werden, denn abgesehen davon, daß man auf die Papierspenden aus Ländern mit einem Schuldkomplex warten muß und darauf, daß die Druckerei Strom hat – wer soll einen fünfhundertseitigen Wälzer mit immer demselben Satz lesen? Eines Morgens klopfte der Verräter an meine Tür, es war Sonntag, und in seiner Hand verwelkte eine Orchidee.

»Für dich, es ist eine Catleya«, erklärte er, Proust spielend.

Ich war allein. Ich wollte die durstige Blume retten. Und er konnte einem leid tun, so mager, kahl und krumm, wie er war, die Zähne wackelig und von Karies zerfressen. Ich hatte gerade in den Zimmerspiegel gekuckt und wußte, daß ich mit meinen dreißig Jahren blendend aussah. Warum also nicht? Ich ließ ihn rein.

# V

## DAS HAUS DES BILD(ZER)HAUERS

Letzten Endes sehe ich mich darin bestärkt, daß die wichtigste Handlung meines Lebens das Aufwachen ist. Aufwachen aus der Lethargie, die aufgezwungen ist von der zähflüssigen Wirklichkeit. Allmorgendlich aufstehen und einen Kaffee trinken, feststellen, daß das Meer noch da ist, und es durch die Fenster meines sechseckigen Refugiums genießen. Aufstehen, einen Kaffee trinken und aufs Meer hinausschauen, das ist mein höchstes Streben. Wird das Meer nie fortgehen? Warum, anstatt sich zurückzuziehen, steigt es im Gegenteil noch an, tritt über seine Ufer, läßt die Mauer verschwinden, die Häuser, raubt Gegenstände und Menschenleben? Für welche Sünde fordert das Meer immer erbitterter einen immer größer werdenden Tribut ein? Warum geht das Meer nicht fort, warum verschwindet es nicht, und da, wo es einmal war, wachsen Blumen und entsteht ein riesiger Garten für die Kinder, die Jugendlichen, die Alten und alle? Das Meer hat in letzter Zeit eine Stinkwut. Und wegen des Meeres war Hernia, meine Nachbarin, in Behandlung in einer Tagesklinik für Geisteskranke, weil sie im Parterre wohnt und das Meer beim Wirbelsturm des Jahrhunderts bei ihr eingedrungen ist und

die Wohnung bis zur Decke unter Wasser gesetzt hat, und sie hat ihre Möbel verloren, die amerikanische Küche, die russische Waschmaschine, die japanischen Ventilatoren, den kubanischen Kühlschrank, die Matratzen, die sie bei El Encanto kaufte, als sie zweiundfünfzig heiratete, die Damastsessel, den Farbfernseher – jetzt kann sie nicht mehr die brasilianische Telenovela sehen, wenn Licht ist –; sie hat ihre Kanarienvögel verloren, weil sie zwar mit dem Hund in den zweiten Stock steigen konnte, ihr aber bei den fünfzehn Vogelkäfigen niemand geholfen hat, jeder versuchte nur, seine eigenen Sachen zu retten, und außerdem stieg das Meer ganz plötzlich an. Hernia weint und schaut nicht wie ich aufs Meer, jetzt verflucht sie es, sie rollt mit den Augen, wenn sie es ansieht, sie ist böse mit Yemayá, manchmal allerdings versöhnt sie sich mit ihr, bringt ihr Opfergaben dar und bittet sie, daß es nicht noch einmal passiert, und sie hat tausende Hilfeersuchen an die Regierung geschickt, die ihr versprochen hat, ihr wenigstens neue Matratzen zu verkaufen, aber erst einmal sollte sie die alten abgeben, auch wenn die voller Salpeter wären, aber das wäre der Beweis dafür, daß ihre Wohnung überschwemmt war und daß sie kein krummes Ding dreht und die Matratzen hinterher auf dem schwarzen Markt verscherbelt. Aber das Meer hat die Matratzen mitgenommen, weil wenn es sagt, hier bin ich, es auch nicht an amerikanische Matratzen glaubt, es nimmt alles mit. Hernia hat die alten Matratzen nicht, und wenn sie sie noch besäße, hätte sie nichts, um sie zu der Sammelstelle zu transportieren, wo sie, weil sie beim

Wirbelsturm des Jahrhunderts alles verloren hat, das Recht hätte, sich in die Liste einzuschreiben – denn eingetroffen sind die neuen Matratzen noch nicht, und machen Sie sich keine falschen Hoffnungen, es sind keine breiten, sondern schmale, für eine Person –, sobald sie eingetroffen sind, können Sie sie kaufen, gegen Abgabe der alten. Jeder wird sich fragen: Warum nimmt die gute Frau soviel Mühe auf sich wegen zweier Matratzen, warum geht sie nicht in einen Laden, kauft sich mit ihrem eigenen Geld welche, und basta? Nein, in diesem Land gibt es keine Läden, wo man mit der Landeswährung einkaufen kann, und im Diplomöbelladen Le Salon kosten die Matratzen fast fünfhundert Dollar das Stück; und vor die Wahl gestellt zwischen Eiern, Milch, also Essen, und den Matratzen, muß sich Hernia für das Essen entscheiden. Und derweil legt sie sich zum Schlafen auf den nackten Fußboden und starrt, weil sie nicht einschlafen kann, die Flecken an, die das Wasser an Wänden und Decke hinterlassen hat. Von allen Beruhigungspillen, die ihr der Psychiater verschrieben hat, fand sie in den Apotheken der Stadt nicht eine einzige. Da will sie dann nichts mehr wissen von den Huldigungen, die die Leute dem Meer und anderen Dingen angedeihen lassen. Sie ist, wie es der Name schon sagt, der Leistenbruch des Viertels, der ganzen Gesellschaft. Die kleinsten Ereignisse nutze ich, um unverantwortlich viel Zeit zu vergeuden. Vor dem Spiegel komme ich für eine Ewigkeit ins Sinnieren, den Mund voll Zahnpasta – diesen Monat habe ich sie für Speckgriebe eingetauscht. Wofür ich früher

Sekunden brauchte, dafür brauche ich neuerdings Stunden. Heute jedoch habe ich die Zeit sinnvoll genutzt, heute fühle ich mich sicherer. Um neun war ich schon hier im Büro und habe dieselben Papiere durchgesehen, die ich schon seit Jahren durchsehe, die Artikel, von denen die Autoren schon vergessen haben, daß sie sie geschrieben haben. In aller Ruhe habe ich ein bißchen herumgedöst, da ist der halbe Vormittag schon rum. Um zwölf werde ich meine Zellophantüte aufmachen, mein klägliches Stück Mittagsbrot auspacken und wieder von der Lebensmittelreklame träumen, die ich im amerikanischen Fernsehen sehe, mein Nachbar hat sich nämlich für Dollars eine Parabolantenne gekauft, die die Satellitenprogramme empfängt, und er hat sie mit einem neuen Gerät verbunden, da können sie sich auf den Kopf stellen und doch nicht verhindern, daß er die amerikanischen Sender empfängt, das ist zwar auch alles die gleiche Scheiße, aber die bringen wenigstens Filme und Werbung für Lebensmittel, Deo und Shampoo; er hat ein Kabel zu meinem Fernseher gelegt, und so bin ich mitangeschlossen, es war aber nicht umsonst, das Problem ist, daß er kein Fenster hat, das zur Parabolantenne des Hotels Habana Guitart hinausgeht (hieß das nicht mal Habana Libre?, und vorher Hilton?), und darum bat er mich um das Fenster im Tausch für das Kabel.

Und jetzt habe ich nichts zu tun. Ich könnte an den Strand fahren, keiner würde was merken. An welchen Strand? Auf dem Fahrrad, damit mir die Sonne auf die Marmeladenpflaume knallt? Ah, Mar-

meladenpflaumen, das war was Feines, wieder diese Nostalgie: *mamey*, heute ist das nur noch ein Wort, das man in der Literatur schmecken kann! Vielleicht sollte ich einen Bekannten besuchen, um dieses Gefühl der Isolation loszuwerden, aber ich weiß jetzt schon, worum sich das Gespräch drehen wird: wie schlecht es um »die Sache« bestellt ist. Und dann geht es wieder los mit den Diskussionen über »die Sache« und die aktuellen Entwicklungen auf der ganzen Welt, und wir werden unsere Mängel auf andere Länder abwälzen (andere »Sachen«), mit Vorliebe auf die ehemaligen »Bruderländer«, weil jetzt das Schlimmste nicht der Kapitalismus der Kapitalisten ist, sondern der Kapitalismus der Ex-Sozialisten. Ich würde mir lieber ein Buch vornehmen und lesen, aber welche Lektüre kann ich meinem Geist zumuten, von der er nicht noch mehr aufgewühlt wird, als er schon ist? Und warum vor der Angst fliehen? Am Ende würde ich in mein sechseckiges Refugium zurückkehren, es würde schon Abend sein, und ich würde bereuen, daß ich einen wunderschönen Sonntag verplempert habe, und mich über meine blassen Haut ärgern. Wenn ich mich entschließe, jemanden zu besuchen, werde ich mich heute abend in der Gewißheit schlafen legen, meine Zeit mit dem ewig gleichen Gejammer vergeudet zu haben. Dann werde ich feststellen, daß es immer dunkler wird und ich immer noch nicht das Buch angefangen habe, das ich eigentlich lesen wollte. Und wenn ich an den Strand fahre, werden mir abends alle Knochen weh tun, ich werde mir einen mörderischen Sonnenbrand geholt haben, und

es ist kein Essig im Haus zum Kühlen, woher auch, wenn es nicht mal welchen für den Salat gibt, den es auch nicht mehr gibt – weiß noch jemand, was das war? Ich werde sicherlich wollen, daß der Tag nicht zu Ende geht, daß nicht wieder Nacht wird, daß ich nicht über die leuchtende Anzeige der vergehenden Zeit erschrecke. Außerdem ist heute der Abend des Nihilisten.

»Yocandra, Yocandra, wach auf ...« Es ist die Sekretärin mit den schlimmen kranken Füßen, vor zehn Jahren hatte sie orthopädische Schuhe verschrieben bekommen, dann ist die Berliner Mauer gefallen, die Schuhe wurden in der DDR hergestellt, und jetzt läuft sie in Plastesandalen, die ihr mehrere Nummern zu groß sind, damit es nicht ganz so weh tut.

»Was ist denn, ich bin wach, ich hatte darüber nachgedacht, wie der Umschlag von der nächsten Nummer der Zeitschrift aussehen könnte.« Sie sieht mich an mit zehn Jahre alten Schmerzen in den Augen und antwortet mitleidig: »Aber Kind, was für ein Umschlag denn?«

»Der von unserer Zeitschrift.«

»Ach, ich weiß gar nicht mehr, was das war! Du, ich wollte dir nur Bescheid sagen, die Kleine, die am Computer gearbeitet hat, erinnerst du dich?, die um Urlaub gebeten hatte, weil sie so weit draußen wohnt und kein Fahrrad hat ... du weißt doch?, also, sie ist unten und verkauft Eier und Käse, willst du auch was?«

»Aber ja, meine Gute.«

Ja, mein Herzblatt, mein Schutzengel, liebste Ge-

fährtin, verlaß mich nicht, weder tags noch nachts, was es kostet, ist egal, Eier und Käse. Ein Käseomelettchen heute abend, was für ein Leckerbissen. Obwohl ja der Nihilist versprochen hat, Essen mitzubringen, aber man weiß nie. Rita ist nicht nur meine Sekretärin, sie ist mein rettender Engel, der sich um mein leibliches Wohl kümmert, sie übernimmt es, mir zu »besorgen« (ein Schlüsselwort in Kuba), was an Speis und Trank irgendwie zu haben ist. Rita ist wie meine Mutter. Obwohl Mama, die Arme, mir auch hilft, wo sie kann.

Bei ihren Nachbarn heißt Mama nur noch Anna Dazumal. Sie ist in die Vergangenheit entrückt, weit weg von hier. Sie lebt im Präteritum. Mama träumt von meiner Geburt, meiner Kindheit; wenn ich sie besuche, nimmt sie meinen Kopf in die Hände, legt ihren Kopf zwischen meine Brüste, schaukelt mich im Schaukelstuhl, wiegt mich in den Schlaf. Sie steht auf und geht auf Zehenspitzen in die Küche, will mir die Milchflasche warm machen, weil die Dreie-Uhr-Mahlzeit dran ist. Ja, Mama ist fortgegangen, und sie wird nicht wieder zurückkommen.

Ihr Gedächtnis ist unglaublich geworden, sie erinnert sich an die kleinsten Einzelheiten. Sie liest auch viel und verwechselt alles oder wirft es auf kuriose Weise durcheinander. Zum Beispiel nennt sie das Mietshaus, wo sie und Papa wohnten, als ich geboren wurde, den Stall von Babel. Dort lebten lauter ehrenhafte Leute, die polnischen Besitzer einer Weberei, die asturischen Inhaber des Eiscafes El Anón, die galicischen Krämer, die französischen Bäcker, die irischen Fleischer, die Chinesen mit der

Wäscherei. Mit den Jahren haben sich dort lauter Schwarze einquartiert, alles Banditen, bis auf die, die schon seit Generationen die Hauswartswohnung hatten und grundanständige Leute waren, Volks-schullehrer von Beruf. Später zogen Sowjets ein, die berüchtigt waren für ihren Achselschweißgestank. Mein Vater hatte Glück, daß er wegen seiner Spitzenergebnisse bei der Zuckerrohrernte damals schon Verdienter Machetero des Volkes war, und eines Morgens klopfte ein Genosse an die Tür, Papa war noch im Pyjama und hörte sich wieder mal eine Rede im Radio an, Mama war gerade in der Küche beim Abwasch, und ich machte meine Schularbeiten für die dritte Klasse, glaube ich, oder ich tat zumindest so. Der Genosse tritt mit einem Lächeln ein, sieht Papa an, umarmt ihn mit Tränen in den Augen und überreicht ihm die Schlüssel. Papa versteht, macht eine Flasche Rum auf, gießt vier Gläser ein, und alle stoßen an, sogar ich, es war das erste Mal, daß ich Alkohol trank. Mama, die damals noch in der Gegenwart lebte, kriegt kein Wort raus vor Freude, Patria, endlich eine neue Wohnung!, du wirst ein Zimmer für dich ganz allein haben, und wir können deine Geburtstage feiern, du wirst lauter Kinder einladen! Und ein Auto, zwar ein sowjetisches, aber das macht nichts, Hauptsache, es hat vier Räder und fährt, und wir können mit dir an den Strand fahren, liebe Patria, und in den Zoo, und wir fahren mit dir sogar nach Santiago de Cuba! Papa umarmt mich, so ergriffen ist er, es war das letzte Mal, daß er mir tief in die Augen schaute und dem Vaterland einen Kuß gab. Mir. Weil ich so hieß, Patria.

Ich fange an zu heulen, vergrabe meinen Kopf auf dem Tisch zwischen den Armen, dicke Kullertränen fallen auf meine Hausaufgaben, und die Tinte verschmiert. Ich will nicht weg von meiner Schule, von meinen Lehrern und meinen Freunden. Mama, die der Zukunft zugewandt war, bringt mich ins Bad, wäscht mir meine heißen Wangen: Ich solle keine Angst haben, ich würde bessere Lehrer haben, besser erzogene Freunde und eine große Schule mit Garten. Es ist ein Haus in Vedado. Endlich kommen wir aus dieser Hölle von Centro Habana raus. Mama, wie sie damals noch war, zerstört mein Paradies. Aber Kind, das mußt du doch verstehen, außerdem gehen deine Freundinnen, die Dueñas, außer Landes, ich habe gestern mit ihrer Mama gesprochen, du wirst sie also sowieso nicht mehr sehen. Du lügst, Mama, warum lügst du mir was vor, warum?, mein netwegen können alle gehen, ich bleibe bei mir zu Hause, in meinem Bettchen, mit meinem Kuschelbär und meinen ganzen Märchenbüchern, das sind auch alles Lügen! Alle betrügen nur! Ja, alle!

Außer Mama. Die Dueñas gingen fort, Mercedes, mit grünen Augen und blonden langen Haaren, Lourdes, mit grünen Augen und brünetten langen Haaren, und Chachita, mit grünen Augen und roten langen Haaren. Meine Freundinnen, von denen mir die Erinnerung blieb. Mama hatte die Wahrheit gesagt.

Der Lada traumatisierte mich nicht allzu sehr. Ich nahm ihn kaum wahr. Das wirkliche Trauma kam, als der Vorsitzende des CDR das Siegel brach und Papa die Tür des riesigen Hauses im Vedado auf-

machte, ein architektonisches Juwel mit Garten, Patio und Hof. Papa trat mißtrauisch ein, mit mürrischem Gesicht, und untersuchte alles, ob nicht noch irgendwo Ungeziefer übriggeblieben war – so hatte ich ihn verstanden, als er davon sprach, er wolle nichts von einem *gusano* erben, einem Wurm. Und Mama biß sich mit glänzenden Augen die Fingernägel ab, und der Blockwart vom CDR gähnte und ließ uns allein, er mußte noch so viele Leute »melden« gehen, er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, weil er aufpassen mußte, wer noch auf der Straße war.

Das Haus hatte einem Bildhauer gehört, der nach Miami gegangen war. Mama nahm mich bei der Hand und fing an, mich wie in einem Museum herumzuführen; die Feuchtigkeit verwüstete wunderschöne Ansichten von kubanischen Landschaften, alte Porträts und Gemälde von im Ausland lebenden Malern der kubanischen Schule. Mama blieb plötzlich vor einem Bild stehen und stieß einen Schrei höchster Verzückung aus:

»Ein Lam, ein echter Lam!«

»Was soll das Getue wegen dieser Kritzelei?« fragte mein Vater.

Einmal mehr wurde meiner Mutter bewußt, welchen Fehler sie begangen hatte, sich in den Sohn des Bauern – mein Großvater väterlicherseits – zu verlieben, der ihrem Vater – mein Großvater mütterlicherseits – Geld geliehen hatte, damit sie und ihr Bruder – mein Onkel – in Havanna ihr Studium beenden konnten. Denn daß Mama schon vor der Revolution studieren und ihren Bakkalaureusabschluß

machen konnte, verdankte sie dem Geld ihres zukünftigen Schwiegervaters, und mein Vater wurde nicht müde, ihr das immer wieder unter die Nase zu reiben. Papa dagegen besuchte die Arbeiter- und Bauernfakultät und mußte x-mal die Prüfung in Mathematik wiederholen, weil er da genauso seine Schwierigkeiten hatte wie ich. Jahre später dämmerte mir, daß Mama ihn heiraten mußte, um damit Schulden zu begleichen, aber sie waren alle glücklich darüber: mein Vater war zwar ein ungehobelter Bauer, aber er war ein Bild von einem Mann, wie die, die Servando Cabrera malte. Der Haken war, daß sie zwar im Bett vollauf mit ihm zufrieden war, die beiden aber bis auf die durch die Revolution auferlegten Pflichten keinerlei gemeinsame Interessen hatten. Er ging nicht ins Theater, nur ganz selten mal ins Kino und schon gar nicht ins Ballett. Darum verstand er auch nicht Mamas Begeisterung für diese alten Möbel, die Unmasse von merkwürdigen, verschnörkelten Porzellanfiguren und den ganzen bourgeois Schnickschnack, und dann noch Bilder wie im Museum und völlig überflüssige Vorhänge und Gardinen mit Klatschmohnmotiven.

»Das Haus gefällt mir nicht«, bemerkte er barsch und ging hinaus auf die Straße.

Mama holte ihn vor der Haustür ein, sie baute sich vor ihm auf, flehte ihn an, brach in Tränen aus, kniete vor ihm nieder, küßte ihm die Füße ... Da ich mir diese maßlos übertriebene Melodramatik nicht mit ansehen wollte, ging ich mich ein bißchen im Haus umsehen. Die Türen ließen sich mit Leichtigkeit aufstoßen, und ich erblickte Art-deco-Zimmer aus

Edelholz, Tiffany-Lampen, Galle-Vasen, Lalique-Kristall, Gemälde, Porzellan, englisches Geschirr, persische Teppiche ... Nur eine pompejigrüne Tür setzte mir Widerstand entgegen, doch nach einem Fußtritt gab auch sie nach. Das dahinterliegende Zimmer war in sepiafarbenes Licht getaucht wie in den Filmen von Tarkowskij, wenn über allem eine geheimnisvolle Aura liegt; mir gingen die Augen über von der ganzen Pracht: reglos auf Sockeln stehende vollkommen nackte Männer spähten mir nach, die einen mit einem Lächeln, andere tiefernst und manche gar mit Zärte in den Gebäuden, Tänzer eines erstarrten Balletts. Rosige Haut spannte sich über Bündeln straffer Sehnen, die Finger umspielten den Bauchnabel. Schwarze Backen glänzten in schläfriger Trägheit, die feste, muskulöse Hand umschloß mit Kraft ein unvergleichliches nächtiges Gemächt. Die geschwollene Mulattenbrust eines Gewichthebers spannte die Träger des Trikots über die kaffeebraunen Brustnippel. Ich wußte nicht, was ich tun sollte bei soviel Schönheit, ich erblickte zum ersten Mal die männliche Nacktheit, und ich war wie verzaubert! Ein anmutiger Jüngling, die Stirn gelockt, schlummerte mit so schönen, so feuchten, prallen, mallen Lippen ... ich trat an ihn heran, nahm eine kleine Sitzbank, stieg hinauf und küßte ihn. Er war kühl, ich erwärmte ihn mit meiner kleinen Schlangenzunge, es war das erste Mal, das ich küßte, doch ich wußte von einer Freundin, daß man im Augenblick des Küssens den Mund aufmachen, die Zunge rausstrecken, sie hin und her, hoch und runter bewegen mußte.

Umnebelt von der unwiderstehlichen Anziehungskraft der erschauten Schönheit lief ich durch das Haus, tanzte, dem See entstiegen, den Schwan. An der Eingangstür des Hauses wollten Mama und Papa ihren Augen nicht trauen. Papa zischte – meine Trommelfelle hatten ihr Hörvermögen verdreifacht –, dieses Haus wäre verhext, man sähe ja, wie ich völlig besessen durch die Gänge und Zimmer fege. Mama gelang es, mich einzufangen, sie packte mich bei den Schultern und schüttelte mich. Ich kam wieder zu mir.

»Mama, Papa, hinten in dem Zimmer sind lauter Männer mit Po und Pimmel ganz ohne was drüber!« platzte ich heraus.

Es war meine Schuld. Wie ein Zebustier schnaußend, rannte Papa zu dem Raum, der augenblicklich den sepiafarbenen Zauber verlor, die Sonne befleckte diese prachtvollen Körper mit einer grausamen Wirklichkeit. Papa schaute sich um nach einem Knüppel, ergriff das erstbeste Zerstörungswerkzeug und zerschlug Schulterblätter, zerbrach Beine und Arme, zerschmetterte Backenknochen und Schädel, zersprengte Brustkörbe, zermalmte Arschbacken und Achselhöhlen, zernichtete Lippen und jene Mitte, die die Zeugung trug. Die jungen Männer begehrten nicht auf, ihre Augen erloschen, fest und ruhig in die heißeste Ewigkeit gerichtet. Ich wollte sie retten, doch als ich den Raum betrat, blendete ein goldener Blitz meine Pupillen, das Augenlicht wiedererlangend, liebkoste ich die Bruchstücke und erfuhr das Gefühl von Schuld. Mein Vater lud sich die Trümmer auf die Schultern und warf sie aus dem Haus.

»Von wegen Bildhauer, eine schwule Drecksau war das!«

Mama hüpfte von einer Ecke in die andere und biß sich in die Faust, um nicht zu schreien. Als Papa vor der Eingangstür die Torsi zu einem Berg aufgeschichtet hatte, zog er seinen Speichel zusammen und spuckte wütend auf die Leichname aus Gips und Holz, auch die aus Stahl und Marmor hatten empfindlich gelitten, doch waren große, aufreizende Körperabschnitte unversehrt geblieben. Papa holte Benzin aus dem Autotank, er saugte es mit einem Schlauch an, bis in den Mund, übergoss die Reste mit der brennbaren Flüssigkeit, warf ein brennendes Streichholz dazu, und augenblicklich loderte der Scheiterhaufen. Der ewige Scheiterhaufen. Der, den jeder Mann in seinem Herzen trägt, einzigt mit dem Ziel, zu vernichten.

»Merk dir das, ich werde in diesem Haus bleiben, weil ich mir nicht den Luxus erlauben kann, wählerisch zu sein, aber diesen ganzen Kirmskram und die Bilderchen schaffst du mir aus dem Haus!« drohte Papa meiner Mutter, die solch mitleidloser Machoraserei nichts mehr entgegenzusetzen hatte.

Ich sah den Berg gevierreilter Leiber. Wenn ein Mädchen ihre zur Liebe erwachten Lippen einer Statue hingibt, muß etwas Seltsames in ihrem Leben passieren. Für wenige Sekunden hatte ich eine Skulptur geliebt. Und innerhalb weniger Sekunden war ich zu ihrer Denunziantin geworden, ihrem Henker.

Reuevoll klammerte ich mich an den Gedanken, das Riesenhaus nicht zu verlassen. Mama und ich

gewannen die Schlacht. Wir zogen sofort ein, und Mama brachte ihre Kleider und die kubanische Fahne, die ihr Che an dem Tag über den Bauch gelegt hatte, als die Wehen einsetzten. Anfangs benutzten wir von den Räumen des Hauses nur ein einziges Zimmer – ich hatte Angst, allein zu schlafen –, die Küche war so groß, daß sie uns auch als Eßdiele und Bad diente. Erst nach und nach machten wir es uns bequem und nahmen den Rest des Hauses in Besitz, und das hatte damit zu tun, daß ich heranwuchs. Zum Erstaunen aller bezog ich die Schmuckgegenstände und Möbel sehr gut in mein Leben ein, so als wäre ich mit ihnen geboren worden. Papa war ziemlich eifersüchtig, sichtlich verärgert protestierte er mit dem Argument, ich käme ihm mehr wie die Tochter des emigrierten Bildhauers vor als wie seine eigene. Die Jahre vergingen, und die Bedingung, die mein Vater meiner Mutter am ersten Tag damals gestellt hatte, wurde, obwohl er keinen Blick mehr an den Zierat verschwendete, doch noch erfüllt. Er selbst kam und ging, nur noch besorgt um seine Aufgaben bei Zuckerrohrernte, Planerfüllung und freiwilligen Arbeitseinsätzen. Doch alles wurde immer knapper, und Mama mußte sich Stück für Stück von den Schätzen des Hauses, wie sie sie nannte, trennen. So war es keine Überraschung für mich, als ich sie eines Tages im Wohnzimmer antraf, sie hing noch mit todtraurigen Augen an einer großen Galle-Vase, und vor ihr stand eine Frau, die ihr einen Sack Schweinefleisch anbot, genug für einen ganzen Monat. Sie tauschte und verkaufte zuerst an Privatleute, dann an die finsteren Hernan-Cortes-Läden, in de-

nen der Staat für einen Spottpreis Kostbarkeiten aufkauft. Meine Mutter verkaufte einen Bellini für fünfzig Dollar, die sie für Zahnpasta, Seife, Tüten-suppe, labbrige Steaks und Milch ausgab. Der einzige Bellini, den es in Kuba gab. Nur eins verließ niemals das Haus: die Kritzelei, an dem ihr Herzblut hing, der Lam.

Aber 1967 fing Mama an, »von sich fortzugehen«. Das war, als Che ermordet wurde, ihr Idol, vielmehr noch als Jorge Negrete oder Pedro Infante. Ich weiß noch, daß ich von der Schule kam und sie den Kopf in die kubanische Fahne gewickelt hatte und aus tiefster Seele schrie:

»Warum, warum, warum?« Sie stand da wie versteinert, und Papa starre sie mit tränennassen Augen an. Ich ging zu ihr und küßte den Stern der Fahne, der genau über ihrer Stirn war. Mama hat sich von diesem Tod nie erholt, und immer wieder liest sie das *Bolivianische Tagebuch* und liebkost Ches eingeprägten Namenszug, als streiche sie ihm übers Haar.

Mein Vater dagegen arbeitete wie ein Maulesel, er wurde Funktionär der Gewerkschaft, der Partei und von allem Möglichen und Unmöglichen. Es wurde schwieriger bei uns zu Hause, als er bei den Mahlzeiten nicht mehr mit am Tisch saß, und wir fingen an, ihn fast nur noch bei den Fernsehnachrichten auf den Tribünen zu sehen. Nachdem meine erste Regel gekommen war, hatte ich langsam genug davon, unter dem Trauma des fehlenden Vaters zu leiden, und da Mama jeden Abend mit ihren Leuten vom Frauenbund zusammensaß, um zu klat-schen und zu tratschen oder die Telenovelas zu

sehen, was auf das gleiche hinauslief, schlich ich mich heimlich in die Nacht hinaus, auf die Straße, und lernte so sehr schnell den Verräter kennen.

Meine Mutter mußte mehrere Schicksalsschläge hinnehmen. Mein Vater war einer derjenigen, die öffentlich prophezeiten, daß sie die zehn Millionen nicht schaffen würden, und dafür bestraften sie ihn. Er rannte hinaus auf die Straße, lief und lief wie ein Irrer. Ohne es zu merken, war er plötzlich in Mazorra, er klammerte sich an den Zaun und schrie: »Ich will hier raus!« – was alle Passanten, Besucher und Kranken innerhalb wie außerhalb des psychiatrischen Krankenhauses völlig richtig als das verstanden, was es heißen sollte: daß er nicht mehr wußte, wo die Klinik war, drinnen oder draußen, womit er gar nicht so weit weg war von der Wahrheit, aber er wurde sofort für sechs Monate in Verwahrung genommen. Danach ist er entlassen worden, doch Mama erwartete ihn schon auf der Schwelle zu einer anderen Welt, sie vergaß Daten und Namen, lachte unentwegt und schlief, schlief, ohne Ende. Die zehn Millionen wurden nicht erreicht, und er bekam irgendeine drittrangige Auszeichnung.

Ein weiterer Schicksalsschlag war meine Scheidung vom Verräter und meine Weigerung, ins Haus meiner Eltern zurückzukehren. Meine Mutter flehte mich an, die gefalteten Hände auf dem Schoß, ich solle wieder bei ihnen wohnen, Eltern sind Eltern, eine geschiedene Frau ist Freiwild und Zielscheibe für böse Zungen, und sie würde mich umsorgen wie ein kleines Kind. Aber ich ging nicht zurück. Es schmerzte mich zu sehen, wie sie alt wurden.

Ich zog mit einer Freundin zusammen: der Würmin. Das war der dritte Schlag für die Psyche von Anna Dazumal. Die Würmin hatte schon haufenweise politischen Ärger gehabt, und noch bevor das Anschaffen zum Volkssport wurde, betrieb sie es nach Herzenslust, sie war eine echte Schrittmacherin. Eines Tages regelte sie das mit den Papieren, heiratete einen alten, dicken Spanier und ernannte mich zur Wohnungshüterin. Jetzt mußten meine Erzeuger darauf verzichten, jedes Detail meines Intimlebens zu erfahren, und hörten auf, meine Eltern zu sein, um sich in meine Kinder zu verwandeln.

Er, er ist Rentner und beschäftigt sich mit dem Schnitzen von Holzfiguren, kleinen Puppen, die fast immer gleich sind: steifbeinige Männchen, die in der rechten Hand eine Machete halten. Sie, Anna Dazumal, sieht mich trostlos an, und wenn ich sie frage, wie weit die brasilianische Telenovela ist, antwortet sie:

»Kannst du dich noch an die Oliven erinnern?«

»Mama, hast du den Sonnabendfilm gesehen?«

»Kannst du dich noch an das Gehackte erinnern? Das richtige, aus Rindfleisch, nicht das aus Soja, du weißt doch, das schön rote, das man kaut und kaut ...«

»Mama, hast du was vom Onkel gehört?«;

»Und hast du den Apfelwein für Heiligabend bekommen?«

»Mama, warum nimmst du nicht deine Medizin?«

»Und den Tamal mit Speckgrieben?«

Sie schluckt ihren Speichel runter. Ich stehe bereit

mit einem Glas Wasser in der einen Hand und dem Meprobamat – getauscht gegen Benadrillin, das die Nachbarin wegen ihrer Allergie braucht – in der anderen. Anna Dazumal zittert die Kinnlade, sie flüstert, ich solle das Fenster zumachen, sie sterbe vor Kälte.

»Glaubst du, er kommt wieder und wirft uns aus dem Haus?«

»Wer, Mama?« frage ich und stütze sie, als ich sie ins Bett bringe, sie ist leicht wie ein Säckchen Federn. Ich decke sie zu.

»Wie, wer? Der Bildhauer! Wenn der Bildhauer aus Miami zurückkommt, wirft er uns auf die Straße und verbrennt uns, wie dein Vater die Skulpturen von ihm!«

»Nein, Mama, das wird der Bildhauer nicht machen ... Vielleicht ist er schon gestorben.«

»Nein, Kindchen, wo denkst du hin, er ist nicht gestorben ...«

»Wie bist du da so sicher, Mamachen?«

»Ich habe ihm noch nicht den Lam zurückgeben können, und niemand, der ein so schönes Bild besessen hat, kann sterben, ohne es noch einmal gesehen zu haben.«

Sie fällt in einen unruhigen Halbschlaf und blinzelt dabei immer wieder zum aufsässigen Elegguá hinüber, der von der Mitte des Bildes den Raum erhellt.



# VI

## DIE WÜRMIN

*»Nur Fensterscheiben zerbrechen,  
Menschen sterben im Stehen.«*

LOSUNG

Der Arbeitstag war zu Ende, nicht weil die Zeit rum war, sondern weil wieder einmal der Strom abgeschaltet wurde, und nicht nur der Computer und der Fotokopierer sind elektrisch, sondern auch die Schreibmaschinen, und der Neuen in der EDV-Abteilung sind sämtliche Dateien abgestürzt, weil sie sie nicht rechtzeitig abgespeichert hatte, morgen muß sie, nicht zum erstenmal, alles neu eingeben, und womöglich geht, kurz bevor sie fertig ist, wieder das Licht weg, und sie ist wieder bei Null, und so immer weiter, Jahrhundert für Jahrhundert, amen. Es hat geregnet, der Parkplatz ist nicht überdacht, und das Fahrrad ist klitschnaß. Der Asphalt ist voller Schlamm, und die Bluse wird eingedreckt sein, bis ich zu Hause bin, und ich werde Wasser hochschleppen müssen, um die Wäsche zu waschen, um mich selbst gründlich zu waschen und um kochen zu können ... Wenn ich Glück habe, war die Straße, in der ich wohne – es ist ein anderer Abschnitt von Vedado – nicht mit der Stromabschaltung dran, und sie haben die Pumpe angestellt, und ich habe Was-

ser in den illegalen Tanks, die ich nachts, als alles schließt, einbauen mußte, weil mehr als ein Tank pro Wohnung nicht erlaubt ist, und ich habe noch drei, die im Luftschacht versteckt sind.

Seit ich mit meinem chinesischen Fahrrad losgeradeln bin, muß ich an dich denken, liebes Würmchen: wie ich dich kennenlernte, als ich immer ins Pädagogische Institut fuhr, um den Dekan zu schmieren. Du studierst Geographie, und wir sind sofort Freundinnen geworden, trotz des Mißtrauens des Verräters. Ich stahl mich aus dem Haus und ging dich suchen, du borgtest dir zwei Fahrräder, und wir radelten bis zum Malecón runter, dort setzten wir uns auf die Mauer, unterhielten uns über Gott und die Welt und machten uns über die Leute lustig. Damals galt eine Frau, die Fahrrad fuhr, als Flittchen und Nutte, und alle beschimpften uns, das war uns aber egal. Wir lachten derart ungeniert, daß selbst die Hartgesottensten Gänsehaut bekamen, den Polizisten standen die Haare zu Berge. Der Überwachungsmensch vom CDR schrieb einen Bericht über uns, mit dem Argument, wir wären verdächtig, weil wir mindestens zweimal die Woche bis zum Hotel Deauville fuhren – und zwar mit dem Fahrrad! –, uns stundenlang auf die Mauer am Meer setzten und Populäres mit Filter rauchten. Mit dem Radeln, da waren wir auch Schrittmacherinnen.

Wenn du zurückkämst, du würdest die Stadt nicht wiedererkennen, Havanna bietet ein trauriges Bild, alles verfallen und in Trümmern. Da, wenn du das sehen würdest, Ecke G und 17 wühlt ein Bursche, etwa dreißig, mit einem Löffel in der Müllton-

ne herum, sorgfältig leert er die schmierigen Plastetüten und verschlingt ohne die geringsten Hemmungen die verfaulten Reste, die er findet. Ich will nicht anhalten, ich trete noch stärker in die Pedalen, fahre riskant quer über die Allee, ich will nicht Zeugin dieser Wahrheit sein, für die unsere Generation nicht erzogen worden ist.

Erinnerst du dich noch, wie wir Schlange standen nach diesem wäßrigen Eis, als *frozen* aufkam bei uns?

Erinnerst du dich noch an die Eistorte in der Milchbar Prado y Neptuno?

Erinnerst du dich noch an das Experimentalkino, das Rialto?

Erinnerst du dich noch an die Kroketten Sojus 15, die einem immer am Gaumen kleben blieben, erinnerst du dich noch die Cafeteria Manzana de Gómez?

Erinnerst du dich noch an die Spaghettis?

Erinnerst du dich noch an die Plempe, die es als Blockade-Ersatz für Coca-Cola gab?

Erinnerst du dich noch an die süßen Gloriabrote, an die Papageienscheiße, von der man einen flotten Otto bekam, an die Guavenmarmelade in der kleinen Klitsche in Obispo?

Erinnerst du dich noch an den Palast der Fliegen, die Pizzeria Europa?

Erinnerst du dich noch an die Ten-cents mit ihren alten Leutchen? Da, wo sie ihre Stände hatten, verkaufen jetzt staatlich zugelassene ambulante Händler Sessel in imitiertem kreolischem Art deco. Die Alten mit knurrendem Magen im Schaukelstuhl. Die Identität – im Altersheim!

Erinnerst du dich noch an die Törtchen in La Iluvia de oro?

Erinnerst du dich noch an die Kichererbsen vom Castillo Farnes?

Erinnerst du dich noch an die Bodeguita del Medio, als da noch Künstler saßen?

Erinnerst du dich noch an den Kavalier aus Paris, an die Chinesin und ihre Schweinigeleien, an die verwirrten Reden von Charlie, an die Marquise mit dem lila Kraushaar?

Erinnerst du dich noch an die zusätzlichen Busse, die an die Playas del Este fuhren?

Erinnerst du dich noch an die Strände, an die *guaguas*, weißt du noch?

Erinnerst du dich noch an den Roseneibisch und die Schmetterlinge des Vedado?

Erinnerst du dich noch an die Bäume des Prado in der Nähe der Zenea-Statue?

Erinnerst du dich noch an die Buchläden?

Erinnerst du dich noch daran, was für ein Verkehr in der Calle Neptuno war?

Erinnerst du dich noch an den Boulevard San Rafael, an die *pizzetas*, an die Kinos Rex und Dúplex, die jetzt wegen Reparatur geschlossen sind?

Erinnerst du dich noch an die frei verkäufliche Milch, ein Peso der Liter, den Joghurt, den Quark und die Butter?

Erinnerst du dich noch an die Cafeterias Wakamba und Karabali? Wenn du da jetzt hingehst, glaubst du, du bist auf dem Mars gelandet. Da, wo sie drin waren, sitzen jetzt lauter ausländische Unternehmen. Alles in US-Dollar. Mit kubani-

schem Geld kannst du dir den Hintern abwischen.  
Erinnerst du dich noch an unsere Landeswäh-  
rung?

Erinnerst du dich noch an den Plasteschinken zu  
sechs Peso?

Erinnerst du dich noch an die Clubs, wo man her-  
umschmusen konnte, an die Stundenhotels?

Erinnerst du dich noch an die Klimaanlagen, die  
Ventilatoren?

Erinnerst du dich noch an das Licht?

Wir überleben mit sumpfigem oder wegen Re-  
paratur geschlossenem Magen. Nichts existiert. Nur  
die Partei ist unsterblich.

Ich bin mit dem Fahrrad im engen Treppenhaus  
im zweiten Stock steckengeblieben, da kommt Hernia,  
die, die sich mit dem Meer und anderen Dingen  
herumgeschlagen hat, sie schwenkt einen Brief,  
Luftpost, und kurz entschlossen nimmt sie mir das  
Fahrrad ab und stellt es für eine Weile im Gang vom  
dritten Stock ab.

»Ein Brief für dich aus Spanien!« Sie zwinkert mir  
verschwörerisch zu und marschiert zurück, wo sie  
hergekommen ist, in ihre Meereshöhle.

Ein Brief aus Madrid, der muß von dir sein. Klar  
ist er von dir. Liebes Würmchen, ich habe so sehr an  
dich gedacht, daß du dich prompt meldest, mein  
treues Gespenst, allerbeste Freundin. Ich warte auf  
Nachricht von dir mit mittelalterlicher Beklem-  
mung. Erzähl mir alles, was du erlebt hast, und  
wenn es noch so banal ist, du kannst dir nicht vor-  
stellen, wie ich dahinvegetiere, und durch deine  
Briefe, erlebe ich unglaubliche Träume: Ich sehe

mich im Prado-Museum, vor den Goyas, den El Grecos, dem berühmten Gemälde von Patenier, *Charon beim Überqueren des Flusses*, mich ängstigend vor dem unheimlichen *Garten der Lüste* von Bosch oder in den Gesichtern der *Meninas* von Velázquez forschend. Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich mir ausmale, wie du im Kaufhaus El Corte Inglés shoppen gehst, wie du in der Gran Via ein Kino oder Theater besuchst oder im berühmten Buchladen Visor Gedichtbände auswählst. Wie schmeckt ein Gazpacho? In Almodóvars *Frauen am Rande des Nervenzusammenbruchs* habe ich gesehen, wie er zubereitet wird.

Ich öffne das Türschloß, hefte meinen Blick sehn-süchtig auf den Lichtschalter, jetzt kommt der große Moment, nur ein Fingerdruck, von dieser schlichten Operation hängt jetzt meine gute Laune ab. Mein Glück am seidenen Faden des positiven Bescheids eines Schalters. Ich knipse: es ist Licht!

Ich stelle das Fahrrad neben das Sofa. Gehe ins Bad; um dich zu lesen, muß ich mich vorher zurechtmachen. Ich putze mir die Zähne, wasche mir das Gesicht, kämme mich, ziehe mir etwas Trockenes, Bequemes an. Lege mich aufs Sofa, mache den Brief auf:

Madrid, spät in der Nacht.

Liebe Yocandra!

Deinen Brief habe ich erhalten und kann dich darin kaum wiedererkennen. Du schreibst nur von deinem chinesischen Fahrrad, von Stromabschaltungen, von schlückchenweise getrun-

kenem Zuckerwasser gegen die Schwäche und von einem märchenhaften Nihilisten, der ehrlich gesagt das einzige ist, worum ich Dich beneide. Deine Briefe sind des 19. Jahrhunderts würdig, sehr märtyrerhaft. Denn trotz Deiner Armut schreibst du in jedem zweiten Satz, daß ich mir keine Sorgen machen soll, daß es Dir an nichts fehlt. Wie es aussieht, ist aber genau das Gegenteil der Fall: bis auf Sex fehlt es Dir an allem. Mir geht es genau umgekehrt, meine wichtigsten Bedürfnisse sind alle mehr oder weniger befriedigt, aber mein Liebesleben ist so dürftig, daß es zum Heulen ist.

Wie ich Dir schon früher geschrieben habe, würde nicht einmal die leidende Maria Magdalena mit diesem Schmerbauch, diesem glatzköpfigen, rot angelaufenen Brabbelgreis ins Bett wollen. Außerdem hat er nicht soviel Geld, wie er uns in Havanna weisgemacht hat. Drüben spielt sich jeder, der dich zum Abendbrot in irgendeine Absteige einlädt, als Millionär auf. Ich habe die Nase gestrichen voll von diesem alten Furzsack, der den ganzen Tag ungeniert herumrülpst, und das im Haus der Mutter, die ihn geboren hat, und schlimmer noch in der Öffentlichkeit. Aber was sollte ich machen! Ich habe es einfach nicht mehr ausgehalten: das Zuteilungsheft für die rationierten Waren, die verlogenen Reden, die CDR-Vorsitzende, die ihr eigenes Kind verpfeift, wenn es seine Wache nicht gemacht hat, die Frauenbundtanten, die aus Lumpen Püppchen nähen, die Pioniere,

die Siegeshymnen rezitieren (die armen Dinger sind noch so klein und müssen schon diesen Schwachsinn mitmachen). Die mit Baskenmütze und Pioniertuch uniformierten Kinder, die durch die Stadt marschieren und Sprechchöre brüllen: »Gib mir ein F, gib mir ein I, gib mir ein D ...« usw. Brr! Wenn ich daran denke, würde ich wieder heiraten, sogar ein Hängebauchschwein, wenn es mir nur schwört, daß es aus Burkina Faso ist. Und dabei weißt du besser als jeder andere, daß ich mit Dicken noch nie konnte.

Du wirst dich fragen, warum ich mir dann keinen Liebhaber suche. Ach, das kannst du dir abschminken, das ist 19. Jahrhundert! Hier kosten Liebhaber ein Heidengeld, bestenfalls wie bei den Amis, fifty-fifty, jeder zahlt für sich allein. Andererseits gibt es natürlich schnucklige Boys, solche mit Pfirsichhaut, klaren, glutvollen Augen, pechscharzem Haar, blutroten Lippen, richtige Schneewittchen, bereit, vom Apfel vergiftet zu werden, aber weißt du, was passiert? Die meisten von ihnen sind schwul, die kannst du abschreiben. Wenn sie wenigstens bi wären, du weißt ja, ich bin offen für alles, ich habe keine Vorurteile; die aber fahren ausschließlich auf Schniepel ab, mit Muschis haben die absolut nichts am Hut, ihr Ding sind Schwänze und sonst gar nichts. Und wir Frauen stehen im Regen. Stell Dir vor, ich laufe ständig mit einem Fünferpack Pariser herum, aber die werden mir noch verfaulen, ich hatte sie gekauft,

gleich nachdem ich in Barajas gelandet war, noch auf dem Flugplatz, das Geld hätte ich mir sparen können. Du wirst es nicht glauben, jetzt halt dich fest, ich habe sogar daran gedacht, mich als Lesbe zu versuchen, du kannst hier so viele Filme sehen mit riesigen, stehenden Titzen, strammen Ärschen, Frauen, die sich befummeln, daß dir der Slip naß wird, und ohne daß du es willst, bist du schon gekommen beim Anblick von zwei Weibern, die sich an den Brüsten nuckeln und am Kitzler. (Und stell dir vor, das sind die Filme, die sich meine Wabbelquelle auf Video ausleiht!) Aber Sex mit Frauen ist in puncto Aids gefährlicher, weil den Kerlen stülpst du ein Gummi über, und fertig, aber für die Schlitze haben sie noch keine Antiausflußkammern erfunden, oder wie immer man das nennen mag, und wenn das Flutschwässerchen zu fließen anfängt, kann es dir passieren, daß es ganz harmlos aussieht, und dabei ist es mit irgendeiner Killerbakterie aus einem Horrorfilm verseucht. Alles, bloß das nicht! Ich war in einer Sauna, die sind hier nicht dafür da, um Pfunde loszuwerden, sondern Säfte, zum Aufreißen, aber was mich da aufreißen wollte, war eine Alte mit drogerieblonden Haaren, schon vier Fingerbreit schwarz nachgewachsen, und zwanzigmal geliftet an Gesicht, Brüsten, Hüften, bis runter zu den Fußsohlen. Seitdem ich die gesehen habe, ist mir ein für allemal der Appetit vergangen! Nach dem Anblick könnte sich Linda Evans, eins von diesen amerikani-

sehen Topmodels, vor mir ausziehen und ich würde das Kotzen kriegen.

Die Museen? Ja, ich war ein paarmal da. Der Prado ist sehr schlecht beleuchtet, die Bilder: total verschlampt! Für alles, Postkarten, Kataloge, mußt du bezahlen. Ich hatte ein Notizbuch bei mir und habe von jedem Bild einzeln Titel und Maler aufgeschrieben, mit den wichtigsten Merkmalen, damit ich sie nicht vergesse und ich sie Dir danach im Brief beschreiben kann, aber Du weißt ja, wie schusselig ich bin: natürlich habe ich das Notizbuch vermöhlt, ich werde es aber schon noch finden. Du weißt ja nicht, wie leid mir das tut, ich war einen ganzen Tag in diesem verfluchten Museum, bis sie mich rausgeworfen haben. Einen anderen Tag war ich im Militärmuseum, dem Waffenmuseum, im Buen Retiro, und ich bin bis in den obersten Stock gestiegen, wie Du mir aufgetragen hast, ich habe die Uniform von Antonio Maceo gesucht und sie in Deinem Namen gestreichelt. Kind, Du nimmst Dir aber auch jeden Quatsch zu Herzen, die Uniform ist genauso wie jede andere, womöglich war es nicht einmal seine. Diese Spanier sind Riesenauftschneider, nur um auf die Kacke zu hauen, erfinden sie Ägypten neu und weisen dir in einer dicken Enzyklopädie nach, und zwar belegt mit historischen Dokumenten und mit der Heiligen Jungfrau als Zeugin, daß Nofretete Madriderin war. Ich weiß, daß Du Dich darüber nicht freuen wirst, aber ich muß es Dir

sagen, damit Du Dir keine Illusionen über die Spanier machst: unter die Uniform des Generals haben sie ein Schildchen gehängt, auf dem steht: »Uniform des kubanischen Generals Antonio Maceo. Kriegstrophäe der Spanier.« Das mit der »Kriegstrophäe« hat mich fast umgehauen.

Du siehst, ich bin weg, weil ich von dem ganzen Politikscheiß nichts mehr hören und sehen wollte, und er verfolgt mich überallhin. Der Dicke kauft mir alle möglichen und unmöglichen Zeitungen, damit ich Gesprächsstoff habe bei seinen Freunden und den dazugehörigen Gattinnen, die allesamt fremdgehen und mindestens dreimal die Woche eine Tracht Prügel kriegen, die sich gewaschen hat, darum tragen sie immer Kopftuch und dunkle Sonnenbrille. Sie haben einen »Club der befriedigten Ehefrauen« gegründet, kannst Du Dir das vorstellen?, und das schärfste ist, daß sie, um sich treffen zu können, ihren Ehemännern das Märchen erzählen müssen, sie würden im Laden an der Ecke Schinken zum Abendessen einkaufen gehen. Ich bin ja nicht dumm und habe mich zur Schatzmeisterin wählen lassen. Da kann ich ein bißchen Geld abzweigen, um eines Tages meinen eigenen Club zu gründen: den der kubanischen Valutanutten im Exil. Zu mir kommen ganz diskret Mulattinnen, die fast noch Kinder sind, und kleine Schwarze mit rasiertem Schädel. Wenn der Macker, der sie aus Kuba rausgeholt hat, sie sitzenläßt oder sie von

ihm abgehauen sind, gehen viele von ihnen illegal auf den Strich und sind ohne Aufenthaltserlaubnis, sie heulen dann vor Angst, Hunger und Kälte. Es ist eben eine Sache, im Sommer anschaffen zu gehen, und eine andere bei Schnee und Eis.

Ich habe Dir ja schon erzählt, daß ich die ganze Presse lese, sogar *Le Monde Diplomatique*, die am intellektuellsten ist und mich ziemlich langweilt, aber es ist die einzige Zeitung, in der Kuba drin vorkommt. Das kannst du ruhig wissen, der liebe Gott interessiert sich einen Scheiß für unsere Insel. Kein Mensch interessiert sich für uns, und er am allerwenigsten. Sorgen macht man sich hier vor allem um das Geld, die Kriege, um die Leute aus dem ehemaligen Osten, die sich überall ausbreiten und der halben Menschheit die Arbeit wegnehmen, weil es billige Arbeitskräfte sind: du kannst einen russischen Wissenschaftler finden, der für zwei Dollar Experimente macht, und in der Nacht verdient er sich noch ein paar Kröten als Taxifahrer dazu, jedenfalls verströmen sie denselben strengen Schweißgeruch wie immer, es lag also nicht daran, daß es kein Deo gab, Kindchen, sie stinken von Natur aus so. Wenn ich einem von ihnen über den Weg laufe, renne ich schnell nach Hause und nehme mir den Puschkin vor, den Du mir geschenkt hast, er ist das einzige, was sie in meinen Augen rehabilitiert. Da ich gerade bei den Zeitungen und der Literatur bin: solltest Du Dich eines Tages entschließen,

einen Bestseller zu schreiben, sag mir rechtzeitig Bescheid: in *El País* kündigen sie auf der Seite mit den Todesanzeigen und dem Wetterbericht immer sehr gute Wettbewerbe an, da ist viel Geld zu holen, und die Bücher, die gewinnen, veröffentlichen sie. Wenn es Dich also überkommt, kannst Du auf mich zählen. Du wirst Dich fragen, wie ich *Le Monde Diplomatique* lese, wo die doch in französisch ist. Ich habe einen Sommerkurs besucht und Französisch gelernt, mein Moby Dick spart nämlich schon, um mit mir nach Paris zu fahren, stell dir vor, ich in der Stadt des Lichts. Ich schicke Dir dann Fotos von mir mit dem Eiffelturm im Hintergrund.

Ja, klar kaufe ich jeden Tag unheimlich viel Zeugs, Kaufen ist hier ein Laster, und ich bin nun mal lasterhaft, das Laster liegt mir im Blut! Und das Fernsehen verdirbt, da gebe ich den Klugrednern drüben recht, aber nicht die Propaganda ist feindlich gesinnt, sondern die Werbung, und zwar dem Portemonnaie. Heute ist es eine Shampoo-Marke, mit der sie dich verrückt machen, morgen ein Haarspray, und gestern die Enthaarungscreme, außerdem das Eis, die Süßigkeiten, die eine Seife und die andere Seife und wieder eine andere mit Ziegenmilch und Glyzerin, und das Morgenparfüm und das Tagesparfüm und das Abendparfüm, von dem sogar der alte Don Rafael del Junco noch eine Latte kriegen würde, der aus *Das Recht, geboren zu werden*, der Serie, von der uns unsere Mut-

ter immer erzählten und die hier im Fernsehen lief, erst habe ich sie mir im Radio angehört und dann als Film gesehen. Jeden Tag gehe ich in den Corty (so nennen sie hier den Corte Inglés) und gebe ein Wahnsinnsgeld für Haarspangen, Zahnbürsten der verschiedensten Modelle und preisgesenkte Klamotten aus, Strümpfe mit Fehlern, für Parfüms zweiter Wahl und für Essen, Essen ohne Ende. Ich bin ganz verrückt nach der Wurst hier und den Turrones aus Jijona.

Hier muß man viel essen und sich gut ernähren, weil die Kälte von Diät nichts wissen will. Ich habe zugenommen und wiege jetzt hundertzehn Pfund; als ich ankam, waren es neunzig. Ich habe mich verändert, ich bin älter geworden und realistischer, die Kälte hat mein Asthma kuriert, aber nicht meine Verrücktheit. Ich bin immer noch genauso verrückt wie früher. Ich habe kein Heimweh, ich vermisste nur Dich und das Meer. Durch die Heirat mit dem Alten habe ich meine Nationalität verloren, für mich bedeutete das nur ein paar bürokratische Formalitäten, mir hat das nicht soviel ausgemacht, als daß ich mir deshalb hätte die Pulsschlagadern aufschneiden wollen. In meinem Herzen bin ich kubanischer als die Palmen, das kann mir keiner nehmen, ich bin aber auch keine extremistische Hurrapatriotin. Ich meine, Martí hat die längste Zeit seines Lebens im Ausland gelebt, und jemand Kubanisches als er muß erst noch geboren werden.

Drüben habe ich es einfach nicht mehr ausgehalten. Ich brauche nur an die Lösung zu denken, die dazu aufrief, im Stehen zu sterben, und schon tun mir die Füße weh! Wer hat sich bloß solchen Schwachsinn ausgedacht? Daß nur die Fensterscheiben das Recht haben zu zerbrechen, »die Menschen sterben im Stehen«. Mir geht es besser als je zuvor, und ich habe die Absicht, wie die meisten Leute im Liegen zu sterben. Jemand wollte mir mal weismachen, der Satz sei von Marti. Wenn das stimmen sollte, dann kann er ja auch mal was Falsches gesagt haben, man muß doch nicht immer nur brillant und unfehlbar sein.

Von mir aus sollen diese im Aussterben begriffenen Spezies den Rest ihrer Tage untadelig, unwiderruflich, unverzichtbar, unvermeidbar leben ... sie merken bloß nicht, wie unzumutbar sie dabei sind, wie unlebbar diese aufgezwungene Wirklichkeit ist. Verdammt, das Leben ist zivil!

Yoqui, was soll ich Dir noch erzählen? Madrid ist eine ziemlich schmuddelige Stadt, in der man sich vor lauter Touristen kaum retten kann. Die Madrider reißen sich den Arsch auf, um wie Amerikaner zu sein. Es gibt ein aufregendes Nachtleben, aber das ist nichts für mich, nicht nur, weil ich bei meinem Seehund bleiben muß, sondern weil ich mich nicht traue, nachts allein auszugehen, und weil es eine Stange Geld kostet, die Nacht durchzumachen, außerdem kotzt es mich an, meine Einsamkeit

durch Straßen zu schleifen, die niemals wirklich meine sein werden. Manchmal wechsle ich tagelang kaum ein Wort mit dem Murmeltier. Er ist viel zu sehr damit beschäftigt, mich zu piesacken und mir das Leben immer schwerer zu machen, das ist seine Rache für den Brechreiz, den ich nicht verhehlen kann, wenn er sich splitternackt vor mir auszieht. Ob das so das ganze Leben lang geht? Ich hoffe nicht, vielleicht kann ich mich eines Tages freikaufen. Obwohl eine Scheidung hier mit unsäglichen Scherereien verbunden ist. Ich habe vor, viel Geld zu machen und abzuhauen, ich weiß bloß noch nicht, wie. Du siehst, es ist wie in einem Hollywoodfilm.

Jetzt noch zu dem großen Thema, das ich für den Schluß aufgehoben habe, damit wir beide ernsthaft darüber nachdenken können. Du weißt bestimmt, daß der Luchs heute genau vor einem Monat auf einem selbstgebauten Floß aus Kuba geflohen ist und daß sie Schiffbruch erlitten haben und die anderen ertrunken sind, er hat als einziger überlebt. Ein amerikanisches Schiff hat ihn gerettet, sein völlig entkräfteter Körper war mit einem Strick fest an einen Holzpfahl gebunden, der sich durch Zufall in den Überresten des Floßes verfangen hatte und mit ihnen in der Strömung trieb. Jedenfalls hat er es geschafft und hat sich wunderbar erholt. Er hat mich angerufen. Das war vielleicht eine Überraschung! Trotzdem mußte ich auch mit ihm schimpfen, mein Gott, was

für ein Wahnsinn! Er hätte umkommen können wie die anderen. Ich fand ihn noch recht verwirrt, merkwürdig traurig, aber voller Energie, mit diesem Lebenswillen, dieser Kraft, die nur der hat, der dem Tod in die Augen geschaut hat.

Laß uns für ihn beten. Du wirst sehr bald schon von mir hören; wenn ich meinen Eisbär überzeugen kann, rufe ich Dich an. Du mußt verstehen, daß ich das nicht öfter machen kann, aber es kostet eben jedesmal ein Menge Geld. Einen metallischen Kuß an Dein Fahrrad, ich drück Dir den Daumen, daß du Strom hast und daß das mit dem Nihilisten hält. Trau Dich ja nicht, ihn mir vorzustellen, ich würde ihn Dir ausspannen. Wenn Du aufs Meer hinausschaust, bete zu Yemayá für den Luchs und für mich. Vergiß uns nicht. Ich küsse Dich unendlich.

Deine Würmin

Obwohl ich geheult habe wie ein Schloßhund und meine Tränendrüsen auf ewig ausgetrocknet sind, mußte ich bei deinem Brief aus tiefster Seele aufseufzen. Der Kreis hat sich geschlossen, wir sind dazu verurteilt, so zu leben: verstreut über die ganze Welt, in ständiger Gefahr, mit bohrendem Schmerz im tiefen Abgrund des Gewissens, unter Verzicht auf uns selbst, auf unsere Träume. Mir kommt deine Liebe zum Luchs in den Sinn, er war es, bei dem du zum ersten Mal richtig ausgeflippt bist, du warst völlig in ihn verknallt, hin und weg. Aber vor die Wahl ge-

stellt zwischen einer unsicheren Zukunft mit einer Schar Kinder am Hals von einem Mikrobrigadien – das wurde er aus der Not heraus, er war Diplom-Kunsthistoriker und mußte wohl oder übel Maurer werden, weil er kein Dach über dem Kopf hatte und unter Treppen auf einer Luftmatratze schlief, und du warst nicht bereit, ihn bei dir aufzunehmen, auch wenn er der Mann deines Lebens war, weil du keine Lust hattest, Spinner durchzufüttern, die immer nur Ägypten und Griechenland im Munde führten –, vor die Wahl gestellt, die kleine Frau vom Luchs zu werden und ewig in einem Arbeiterschließfach in Alamar zu wohnen oder aber dich von dem spanischen Dinosaurier in die Swimmingpools der Hotels einladen zu lassen, Wäsche mit Markenzeichen geschenkt zu bekommen und zu essen, was im Dollarladen zu haben war, entschiedst du dich für letzteres. Und dein Leben, liebes Würmchen, ist wie ein Cabaret ohne Rumba. Ein Leidensweg. Der Luchs bekam ein paar Monate, nachdem du fort warst, die Wohnung, und vierzehn Tage später hatte er sie gegen eine riesige Villa in Miramar getauscht, wo er aber oft kein Licht hatte, nie Propangas und auch kein Wasser. Aber du weißt ja, er ist unter einem Glücksstern geboren und hat immer ein Riesenschwein: Er frönte wieder seiner Leidenschaft, der Malerei, schickte ein Bild zu einem Wettbewerb nach Japan und gewann prompt weiß ich wie viele tausend Dollar. Er brachte das Haus auf Vordermann, installierte ein Notstromaggregat, löste so das Problem mit der Stromversorgung, kaufte das Flüssiggas legal bei einer Firma, die das Gas für

Devisen an Privatpersonen abgibt, baute sich einen Sammelbrunnen für Regenwasser, reparierte den Motor und installierte Tanks aus Asbestbeton, um die Wasserversorgung sicherzustellen. Er renovierte das Haus, hängte seine Bilder auf, kaufte sich Stilmöbel und lackierte sie, ein englisches Speisezimmer, ein Wohnzimmer Louis-quinze, ein Schlafzimmer Art deco, einfach traumhaft ...

*Flash: Vorgriff auf Kapitel VII:* Sie warteten, bis er sich eingerichtet hatte. Als er sich in den Sessel mit den Pfötchen im französischen Stil setzte, klingelten sie bei ihm an der Tür. Der Luchs höchstpersönlich machte auf.

»Wir kommen von der Komission des CDR, wir haben die Vollmacht vom Delegierten. Sie sind angeklagt, ein Raffke zu sein, ein Emporkömmling, ein Neureicher ... Wir sind gekommen, um Ihr ›Eigentum‹, in Anführungsstrichen, zu beschlagnahmen ...«

Der Luchs lächelte ungläubig. Ruhig ging er sein Diplom holen, das ihn als Gewinner eines Preises auswies, und die Quittung für den Scheck, den er bei einer Bank eingelöst hatte ... Aber wer in diesem Scheißland kann schon Japanisch? Sie luden alles auf einen Lkw, sogar seine eigenen Bilder, und versiegelten das Haus. Und der Luchs kam vor Gericht und wurde verurteilt. Er war schon mit einem Bein im Combinado del Este, als ein hoher japanischer Minister auftauchte – was für ein Glück, Kind der Barmherzigen Jungfrau zu sein, angebetete Obatalá! –, der das prämierte Bild in Tokio erworben

hatte und nun nach dem Maler fragte. Die Staatssicherheitsleute rannten los, im ganzen Land war die Firma auf den Beinen, um den Maler zu finden, wo hatte sich bloß dieses Genie, dieser Idiot verkrochen? Im selben Moment setzte er seinen rechten Fuß auf den Boden der Zelle. Holt ihn da raus! Immediately. Der Luchs begreift nicht, warum sie ihn plötzlich Hals über Kopf die Laufstege des Gefängnisses zurückschleifen, er wird gebadet, eingekleidet und in einer Suite des Hotels Nacional einquartiert.

Das Gespräch mit dem japanischen Minister dauerte drei Minuten. Der Japaner redete und redete, die ganze Zeit ehrfurchtvoll lächelnd.

Der Luchs kam nur zu einem Guten Tag am Anfang und zu einem Auf Wiedersehen am Ende. Der japanische Minister schenkte ihm einen extra für ihn, seinen Lieblingsmaler, gezüchteten Bonsai, bevor ihn jemand am Ärmel zupfte und an die bevorstehenden Verhandlungen erinnerte.

Als der Luchs in seine Suite zurückkam, machte das Zimmermädchen schon sauber und wechselte die Bettwäsche. Man hatte ihr gesagt, daß der Herr abreist.

Der Luchs fand sich mitten auf der Rampa wieder, dieser sagenhaften Asphaltwelle, die von weitem so aussieht, als schwinge sich das Meer in die Luft, in der rechten Hand den Sammler-Bonsai, aber ohne Luftmatratze und ohne Treppenhaus, in dem er schlafen konnte. *Bis hierher Flash, Vorblende auf das folgende Kapitel.*

Wir sind schuldig durch Geburt, jedes Handeln  
scheuert am Strick, der noch das Messer der Guillotine hält, bis unsere Köpfe irgendwann im Stroh der Geschichte landen.

Ich bewahre in mir die Hoffnung, daß ich euch wiedersehen werde, ihr meinen lieben Schmetterlingsraupen, und daß ihr, zu Schmetterlingen geworden, strahlend und flatternd zurückkehren werdet, und vielleicht werden aus mir Blütenblätter wiedergeboren, wie von einer Rose, die nicht herausgerissen wurde.



VII

# DER LUCHS

Ich bin hiergeblieben, eingemauert in meinen Gedanken, in dieser sonderbaren Einsamkeit. Nicht nur meiner. Ich weiß, wie einsam auch er sein wird. Ob er weiß, wie einsam ich sein werde? Selbst unter Leuten. Das war es, was uns verband, was unsere Freundschaft unzerstörbar machte: der alltägliche Schmerz, die Furcht, uns plötzlich unnütz zu fühlen, das Erschrecken vor dem Nichts. Das Schnecken-tempo des Daseins zu verabscheuen, diese erstarrte Angst. Vor uns selbst emigriert zu leben, unsere Seelen verbannt, der Körper gehorsam auf das Verhör durch die Umstände antwortend. Weil wir für jede Person, für jede Sache ein Gesicht parat haben mußten, eine Antwort. Mundgerecht vorgekaut. Fragen war nicht erlaubt, das war nicht kämpferisch. Bestimmt ist er müde geworden zu gehorchen. Wir waren die Mönche eines blinden Gehorsams. Und wie bei der Inquisition beluden wir uns qualvoll mit verbrannten Leichen. Wir krümmten uns unter der Marter eines blutigen Buckels. Zuviel Ruhm lastet

auf den schmerzenden Schultern der Generation der Glücklichen. Nie wieder werden wir uns ganz aufrichten können, zu groß ist nach den Erschließungen die Schuld. Obwohl uns das Kinn zitterte, glaubten wir wieder an die Leitartikel. Und in manchen Fällen waren die Begründungen obskur.

Als man mich mit ihm bekannt machte, dachte ich: »Er könnte in einem französischen Film Marcel Proust spielen.« So sehr sah er ihm ähnlich: die gleiche Nase mit anmutiger Mittellinie und arabischer Keckheit, die ihm seine Gene beschert hatten, tiefliegende, verträumte, dunkelbraune Augen, geschwungene Wimpern, nach oben gezogene Brauen, romantisch verschattet; das Haar geschmeidig, aber fest und oben glatt, so daß egal war, wie er es kämmte, es würde immer, an einem kurzen Mittelscheitel entlang, nach rechts und links herabfallen, mit Locken in der Stirn und tiefschwarzem, gekräuseltem Nackenhaar; behender Mund, gerade Zähne, selbstverliebtes Kinn, die Ohren ziemlich eng anliegend. Er war stolz auf seinen Schnurrbart, ich überredete ihn aber, ihn abzurasieren. Dadurch verlor er zwar ein bißchen von seiner Proustschen Aura, gewann aber eine rätselhafte Ähnlichkeit mit Al Pacino.

Freunde wurden wir erst viel später, ich wußte jedoch vom ersten Moment an, daß er anders war, sonderbar. Einen Abend sahen wir bei einem Freund *Taxi Driver*, auf Video. Video war nicht gerade eine Weltneuheit; in Havanna aber, Laborstadt, war es gerade erst angekommen. Wie immer waren wir die letzten, und wieder einmal machten wir das

Embargo dafür verantwortlich. Er war der einzige, der wußte, wie man die Knöpfe an diesem ultramodernen Gerät drücken mußte. Wenn einer der Gäste mal auf Toilette verschwand, stoppte er das Bild, und nicht das kleinste Stück vom Film ging verloren. Wir waren fasziniert. Er ließ das Band vor- und zurücklaufen, mit einem kleinen Apparat, den er wie selbstverständlich *videocomando* nannte – vielleicht, damit wir uns daran gewöhnten oder damit wir im Gegenteil merkten, wie sehr wir hinterm Mond lebten und wie wenig Ahnung wir vom technischen Fortschritt hatten. Der Film lief in der Originalfassung, er übersetzte ihn uns, er konnte perfekt mehrere Fremdsprachen. Nach dem Film tranken wir noch einen Schluck und verabschiedeten uns. Dabei sah ich, wie er unter dem Sitzkissen unauffällig eine zusammengelegte Luftmatratze hervorholte. Mir gab er nur die Hand. Die Würmin dagegen brachte er nach Hause. Er verabschiedete sich von ihr an der Tür, drehte eine Runde um den Häuserblock, bis sie sich schlafen gelegt hatte, und als in ihren Fenstern das Licht ausging, kehrte er wieder zu dem Haus zurück. Bevor er reinging, pumpte er sich die Lungen mit Nachluft voll. Drinnen blies er dann die Luftmatratze auf. Die Würmin staunte nicht schlecht, als sie am nächsten Morgen im Treppenhaus über den schlafenden Körper ihres Verehrers stolperte.

Auf der Uni hatte er mehrmals Ärger bekommen, weil er eine Baskenmütze trug und Röhrenhosen wie die Beatles. Er traute sich das, weil man bei den Kunstgeschichtlern vergleichsweise tol-

rant war. Eines Tages aber kam die Ästhetik-Professorin in den Vorlesungssaal, unser Sozrealistischer Dragoner. Sie ging schnurstracks auf ihn zu und riß ihm wütend die Baskenmütze vom Kopf.

»Aha, da versteckt also dieser Schüler unter der Baskenmütze lange Haare!« Der Kampf gegen lange Haare war ihr Herzenssache, die hatten auf Männerköpfen nichts zu suchen. Genossin Professor zückte eine Schere und machte seiner Mähne den Garaus, übrig blieb ein Stoppelfeld.

Er wagte es noch zu widersprechen, auch Che habe lange Haare und Baskenmütze getragen. Um so schlimmer, schrie sie ihn an. Wenn er irgend etwas mit Che gemein hätte, dann höchstens das Asthma. Der Luchs brüllte zurück:

»Solange ich denken kann, habe ich gelernt: ›Wir wollen sein wie Che‹, und an diese Lösung halte ich mich.«

Der Sozialistische Dragoner zog ein Zigeunermesser aus der Tasche des grauen Rocks und setzte es dem Luchs an die Gurgel:

»Um wie Che zu sein, muß man Klöten haben, wie du Wichsschwuchtel in deinem beschissenen Drecksleben sie niemals haben wirst!«

Dem Luchs schoßen die Tränen in die Augen. Noch nie hatte er sich derart erniedrigt, derart ohnmächtig gefühlt. Von einer Frau, einer alten Schachtel zumal, sich so etwas sagen lassen zu müssen! Er schluckte, die Messerspitze bohrte sich ihm in die Haut, und rote Tropfen fielen auf sein weißes Nylonhemd. Sie kniete sich hin, und für einen Moment dachte er, es wäre nur ein Scherz gewesen, gleich

würde sie ihn um Verzeihung bitten, ja vielleicht sogar darum, ihm den Schwanz lutschen. Bei dem Gedanken mußte er unwillkürlich lächeln, und seine Mundwinkel verzogen sich zu einer Grimasse idiotischer Verzückung. Doch ein Rucken und Zerren an seinen Beinen holten ihn auf die Erde zurück. Der Sozialistische Dragoner hatte ihm die Röhrenhosen zerfetzt. Seine einzigen Bluejeans, haueng hatten sie gesessen. Die Frau streckte ihm, noch vor ihm hockend, ihre Geiernase entgegen, an der ein grauer Popel hing. Der Luchs wurde nur deshalb nicht geext, weil es schon zu spät dafür war: seine Diplomarbeit hatte er glänzend verteidigt, und es blieb nur noch der Akt der Diplomverleihung. Wie durch ein Wunder war er noch mal mit einem blauen Auge davongekommen. Seitdem ahnte er, daß er hier irgendwann weg müßte.

Wie zufällig wurde er nach Moa geschickt, um seine Pflichtjahre abzuleisten. Er wurde als Leiter eines Clubhauses eingesetzt, das er erst aufbauen mußte. Bis dahin hatte es dort noch nicht mal einen Zirkel schreibender Arbeiter oder eine Arbeitsgemeinschaft Malerei und Plastik gegeben. Reinweg gar nichts. Sie vertrauten ihm also das ödeste Stück Land des Planeten an sowie eine Spitzhacke, eine Schaufel, einen Hammer und das Allernötigste, um ein bescheidenes festes Haus zu bauen. Doch der Luchs war ein richtiger Luchs: listig, bei Gefahr bereit zum Sprung. So pflanzte er sich, kaum daß er angekommen war und den Staub der Straße abgeschüttelt hatte, mitten in Moa mit einem Lautsprecher auf und holte die Einwohner aus den Bet-

ten, indem er ein Gedicht von Kavafis vortrug. Die Leute kamen halb verblüfft, halb verschlafen an die Türen, gähnten ungeniert, husteten, räusperten sich, und ohne jede Koketterie rieben sich die Frauen den Schlaf aus den Augen. Sie kamen näher, je feuriger das Gedicht wurde, umringten den Luchs und sahen ihn schon nicht mehr erstaunt an, sondern lächelten schüchtern. Man merkte, daß sie dem Text bis zum Schluß lauschten oder sich über ihn, was in diesem Fall von noch viel mehr Feingefühl zeugte, ihre eigenen Gedanken machten:

»*Warum auf einmal, daß diese Unruhe ausbricht  
Und Verwirrung? (Die Gesichter — wie ernst sie  
wurden!)*

»*Warum leeren sich schnell die Straßen und Plätze,  
Und alles strebt in die Häuser sehr nachdenklich?«*

»*Weil es Nacht wurde und die Barbaren nicht  
kamen.*

»*Und Leute trafen ein aus dem Grenzbezirk  
Und sagten, daß es Barbaren nicht mehr gibt.*

»*Und jetzt — was ohne Barbaren aus uns wird!  
Diese Menschen waren eine Art Lösung.«*

Ein Sturm von Beifall und Begeisterungsrufen brach los. Am folgenden Tag fingen die Leute aus Moa an, ihr Kulturhaus zu bauen. Den Grundstein legte der Luchs selbst. Und nachdem das Haus in Rekordzeit fertiggestellt war, gelang es ihm, anerkannte Dichter, berühmte Maler, populäre Orchester, Liedermacher, Kammermusiker und Theatergruppen einzuladen, er zeigte verbotene Filme, bei denen keiner mehr

wußte, warum sie eigentlich verboten gewesen waren. Und im ganzen Land fing man an, vom Wunder des rasenden Clubhausleiters zu reden. Und er lebte in einem Hochgefühl von künstlerischer und politischer Identität. In ihm bewies sich in ganzer Fülle das erotische Empfinden des unsterblichen Helden. Dann bekam er aus Havanna, Experimentierstadt, den Auftrag, die Großtat zu wiederholen. Moa wurde die Unterstützung entzogen, der Ort fiel in Ungnade und versank wieder in seinem alten Dämmerzustand.

Diesmal war es nicht dasselbe. Man übertrug dem Luchs eine zerfallene Baracke am äußersten Zipfel des Dörfchens Mamoncillo, drei Kilometer vom nächsten bewohnten Haus entfernt. Als er nach Zement, Kies, Ziegel, Hohlsteinen und Werkzeugen fragte, um die Hütte wieder herzurichten, konnte ihm niemand eine Antwort geben, und sie hielten ihn einen Monat lang zwischen Kommunaler Wohnungsverwaltung und Baustoffversorgung in Trab. Immerhin schaffte er es ganz allein, ein Dorffest auf die Beine zu stellen, und konnte in der Gegend sogar noch einen Film drehen, *Palmen und Zuckerrohr*. Bis er sich geschlagen gab. Uns geschlagen zu geben ist unsere größte Schwäche. Er bat darum, als Grafiker in eine Literaturzeitschrift versetzt zu werden. Dieselbe, in der ich heute arbeite. Das verdanke ich ihm. Vorher war ich Kulturdokumentalistin, was sich nach viel anhört, aber in Wirklichkeit ein Scheiß war, Beschäftigungstherapie, bei der man aus der ausländischen Presse Artikel ausschneiden mußte, in denen »unser« Land vorkam. Oder man

mußte idiotische Briefe oder Empfangsbestätigungen an die Freunde »unseres« Landes schicken, die meist die mittelmäßigsten von allen Linken der Welt waren. In ihren Ländern hatten sie nichts zu melden, und sie kamen zu uns, um im Fünf-Sterne-Hotel zu logieren und kostenlos zu essen und zu trinken. Dafür brauchten sie nur Hilfe zu versprechen, auf die wir bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag warten durften.

Dann kam unser Chefredakteur von einer Dienstreise nicht zurück, und plötzlich mußte eine Nummer fertig werden, und es waren keine »fähigen Leute« (Parteimitglieder) zu finden, weil sie alle beim Ernteeinsatz waren. Und der Luchs meldete sich kurz entschlossen, denn so muß man das machen: geradezu aufs Ziel lossteuern. Er bat ums Wort, und mit größter Selbstsicherheit schlug er mich für diesen Posten vor, und da er damals noch als vertrauenswürdig galt, wurde ich ohne langes Hin und Her akzeptiert. Sein Vorschlag mußte nicht mal von oben abgesegnet werden. Und dann wurden wir gute Kumpel, wie Bruder und Schwester. Als wir zusammen *TaxiDriver* gesehen hatten, arbeitete er noch in Mamocillo, und wir sahen uns nur selten. Aus geheimnisvollen Gründen kamen wir uns schnell näher. Ich bin eine von den Frauen, die ein gutes Verhältnis zu Männern haben. Frauen sehen in mir meistens eine Widersacherin.

Wir machten gemeinsam vier Nummern der Zeitschrift. Es kam der Aufruf, in den Mikrobrigaden beim Wohnungsbau mitzuarbeiten, und er war der erste und nicht der einzige, der mit gutem Beispiel

voranging. Was blieb ihm auch anderes übrig! Unsere Freundschaft wurde enger, und nach zwei Jahren half ich ihm, sich seine bescheidene Neubauwohnung einzurichten. Damals war die Würmin schon weg. Und kurz darauf half ich ihm beim Umzug nach Miramar. Es machte uns einen irren Spaß, Wandschmuck anzubringen, alte Eisenrahmen abzuschleifen, Möbel zu lackieren und auf der Terrasse Riesenfarne und Orchideen zu pflanzen. Ich war bei ihm an dem Tag, bevor er verhaftet wurde. Danach habe ich ihn nicht wiedergesehen. Bis er mich heute plötzlich aus Miami anrief. Ich hatte gerade erst den Brief von der Würmin gelesen – es kommt eben immer alles auf einmal –, für den Anruf wird er verdammt viel gezahlt haben. Er hat mir von den Turbulenzen mit dem japanischen Minister erzählt, vom Bonsai, den einsam durchgrübelten Nächten am Strand von La Puntilla und vom Auftauchen dieser merkwürdigen Typen, die ein Floß hinter sich herzogen aus morschen Holzstämmen, Schläuchen von Lkw-Reifen, dünnen Riemen, die mit rostigen Nägeln festgemacht waren, und mit einem löchrigen Laken, das als Segel diente. Sie riefen ganz aufgeregt, sie würden zum Angeln rausfahren, bei Vollmond würde der Schnapper gut beißen, und als sie ihn erblickten, wurde ihnen noch mulmiger zumute, sie fragten ihn, ob er bleiben wolle oder mitkäme, es könnte die Chance seines Lebens sein, und er zuckte mit den Schultern, stützte sich mit den Fäusten auf das Korallengestein, stand auf und stieg zu ihnen aufs Floß. s. *Flash im vorangegangenen Kapitel.*

Ja, ich erinnere mich genau, das Telefon klingelte und klingelte, und ich im Bad, ich seife mir gerade die Haare mit Aloe-Shampoo ein, Aloe ist für alles gut, es hilft gegen Hämorrhoiden genauso, wie es Schuppen beseitigt. Wenn mich jemand so hartnäckig sprechen wollte, mußte er etwas Wichtiges zu sagen haben. Ein merkwürdiges Piepen, danach ein anderes Geräusch wie ein falscher Ton – sie hatten das Telefon schon angezapft –, es war ein Ferngespräch. Würmin, wie geht's? Ich habe gerade deinen Brief bekommen ...

»Nein, Yocandra, der Luchs ist hier ... (meine Nerven gingen mit mir durch, die Shampoooflasche fiel mir aus der Hand, und das ganze Zeug lief aus) ... Ich bin's ... (er lachte weit weg, und ich hatte den Eindruck, als müsse er gegen die Tränen ankämpfen). Hier ... (und er sagte dieses ›hier‹, als wäre er tatsächlich hier und nicht dort drüben) in Miami ... (ich machte mir in die Hose).«

Luchs, lieber Titan, ich will dir tausend Dinge erzählen, aber ich kann nicht; ich brachte keinen Ton hervor. Ich fühle mich absolut beschissen, es ist das erste Mal, daß mir ein Engel in den Norden geht, im Rilkeschen Sinne, daß jeder Engel ein Dämon ist, und ich weiß nicht, was ich tun soll, was verflucht ich dir geben kann, ein paar Tropfen Herzblut, daher das Pochen in den letzten Tagen, es war die Vorahnung! Havanna, Leichtentuchstadt, wird Todesqualen leiden, denn ein großer Habanero ist fortgegangen. Plötzlich habe ich Fieber, und mich packt, wie kann es anders sein, die ganze Krankheit mit unsäglicher Gewalt. Ich fühle mich allein in einem Land. Wirst

du eines Tages wiederkehren, strahlend und ohne Rachegefühle, wie die Engel wiederkehren? Meine Stimme stockt, ich stammle, das Timbre meiner Stimmbänder klingt branntweinartig lyrisch. Ruhig, versuch nicht anzukommen und zugleich unterwegs zu sein. Ich werde Elegguá ein paar feine Puddings hinstellen, damit er dich beschützt und deine Wege bahnt. Laß dich nicht von der Kuba-Krankheit anstecken, diesem verfluchten Heimweh. Aber leugne es auch nicht, dosiere es, leide darunter, aber mach daraus keine Obsession, nimm es als geistige Nahrung, nicht als Gift. Verzehre dich nicht bei den Schallplatten, hör sie nicht Tag und Nacht, die Platten sind eine Farce der Erinnerung. Wir sind ganz nah beieinander, ganz nah, sieh mal, Luchs, du bist hier drin in meinen Fingerkuppen, du kommst unter meinen Fingernägeln hervor, du dringst in die kleinste Pore meiner Haut. Was für ein Feind, verdammt, innerhalb und außerhalb dieser Drecksinsel soll dich von mir herunterreißen, aus mir herausreißen, mein Freund, Bruder, Geliebter, Sohn, »mon semblable«, wie es im Gedicht von Jaime Gil de Biedma heißt?! Vergiß nicht das Wichtigste, verlier dich nicht im kubanischen Gezänk, das überall das gleiche ist, hier, dort oder wo auch immer. Ertrink nicht in diesem entzwegenden Meer, das du selbst überquert hast und auf dem du andere Menschen sterben sahst, deinesgleichen, du weißt gut, dieses Meer eint uns, und man muß erfahren sein und äußerst vorsichtig bei den tödlichen Fallen des Ozeans. Ihn aufs Geratewohl überqueren ist schlimmer als der Tod. Unser edler Patriotismus ist auf den Hund

gekommen, und wir spielen mit dem Leben Blindekuh. Ich will nicht ungerecht sein, ich verstehe die Verzweiflung, doch ich billige nicht die im voraus verlorenen Schlachten. Das mit dir war, einmal mehr, ein Wunder, und die Wunden? Dieses Meer gehört allen; verdient es, daß wir es mit Blut tränken? Entsteht daraus ein hoffnungsvoller Weg? Ich ahne, daß du ein glanzvoller Stein für diese Brücke aus menschlichem Asphalt sein wirst. Das wird hart, aber du wirst es schaffen. Worauf es ankommt, ist, sich das Herz nicht mit Nichtigkeiten zu befrachten. Ich weiß, einem Emigranten ist sogar das Grab verwehrt; welche Erde soll seinen Leichnam decken? Doch seine Erde ist, wo er sein wird. Die Erde ist er mit seiner Wahrheit. Du wirst siegen, trotz deines Kainsmals. Was gäbe ich dafür, die Verhältnisse zu ändern! Es wäre ideal, ein ideales Land, doch wir haben es nicht. Uns gehört ein armes und zugleich großes Land, das uns zermürbt und an dem wir hängen, das uns liebt und das uns haßt. Ein Land, das von der Idee besessen ist, das Elend in Reichtum zu verwandeln. Uns ist die ganze Komplexität des Menschseins eigen, des Kubanerseins. Ich frage mich, wo sind all die Sonette geblieben, die ich dir widmete? Laß nicht zu, daß dich irgendwer zerbricht, denk an mich; wenn es dich aber schwach macht, an mich zu denken, dann vergiß mich, ich werde verstehen. Ich werde dich an dem erträumten Ort wiedersehen, einen Walzer tanzend oder einen Rumba, schwitzend oder fröstelnd, heulend oder ein Lied trällernd, mutig oder ängstlich. Ruhelos, immer ruhelos ... an diesem erträumten Ort, wo uns soviel gehört, die-

sem Ort, der uns so teuer zu stehen kommt und der eines ist: das Leben.

Yocandra, du hast recht, ich hatte sie satt – auch wenn sie mich aus den bekannten Gründen nicht berührten –, die Zeitungsüberschriften, die jeden Morgen meinen Blick von dem Taschenspiegel wischten, den mir die Würmin geschenkt hatte. Im Spiegel fing ich an zu lesen:

### *Verteilung von Nahrungsmitteln*

*Die Abgabe der für den laufenden Monat zustehenden Lebensmittel beginnt am 28. d. M. in den Objekten des Einzelhandels. Für den kommenden Monat ist die Aushändigung eines halben Stücks Seife pro Kopf geplant. Als Normzuteilung für Nährmittel gelten pro Kopf 20 Unzen rote Bohnen. Es wird gewährleistet, daß in den Lebensmittelgeschäften pro Kopf drei Pfund Zucker vorrätig sind und die Gesamtzuteilung von sechs Pfund bis zur nächsten Ankündigung vervollständigt wird.*

*Für den laufenden Monat erfolgt die Verteilung des zustehenden halben Pfunds Öl in Centro Habana und Ceno, nachdem sie in Playa, La Lisa, Marianao, 10 de Octubre und La Habana Vieja erfolgt ist. Fortgesetzt wird sie in San Miguel, Guanabacoa und Regla und soll in der gesamten Provinz abgeschlossen werden, bevor die Vorräte erschöpft sind.*

*Für die Lieferung von Fleischprodukten gilt folgendes Programm:*

*Dreiviertel Pfund pro Kopf*

- *Texturisiertes Hackfleisch: Boyeros, Quote des laufenden Monats.*

- *Fleischmasse: Arroyo, Mariana sowie Plaza, anhängig: Playa.*
- *Fricandel: Abschluß Guanabacoa.*

Die Lieferung von zwei Pfund Speck zusätzlich soll in der gesamten Provinz abgeschlossen werden.

Ich war kurz davor, mir mit dem Kamm die Pulschlagader aufzuschneiden. Wenn ich rauchte, rauchte ich Extrazuteilung. Was soll ein Leben auf Extrazuteilung? Während ich mich mit einem Freund unterhielt und ihm zuhörte, konnte ich plötzlich nur noch an den Plan für die Stromabschaltungen denken, der in der Zeitung veröffentlicht war und nie der Wirklichkeit entsprach. Mein Gehirn verdorrt nach und nach, und in jener Nacht am Strand von La Puntilla sah ich nicht eine Sekunde voraus, ich hatte nicht die geringste Vorstellung, was mit mir im nächsten Augenblick passieren würde. Unversehens stellten mich die angeblichen Fischer vor die Wahl, ich mußte mich entschließen, bleibe ich, oder gehe ich? Und ohne mich wirklich zu entscheiden, ging ich, ich konnte nicht anders. Etliche Meilen von der kubanischen Küste entfernt, wie viele genau, weiß ich nicht, kam Wind auf, der Bug schaffte es nicht mehr, die zwei Meter hohen Wogen zu durchschneiden, die tobenden Wellen warfen das Floß hin und her und zerstörten es. Ich kann nicht genau den Zeitpunkt sagen, wann meine Reisegefährten physisch verschwanden, die Sprache, die Worte sind wie ein chaotischer Gedächtnisverlust, die Muskeln schmerzen mir immer noch – sie werden für alle Zeit schmerzen –, so sehr habe

ich versucht, ihre Körper festzuhalten. Daß ich überhaupt davon reden kann, ist der Trägheitskraft des Gedächtnisses zu verdanken. Ich verstehe nicht, was so Wunderbares daran sein soll, wie du meinst, daß ich mich ans Leben klammerte, daß ich gefunden und gerettet wurde. Heute laufe ich, wenn es Abend wird, durch die Straßen von South West, und ich kneife mich: träume ich, oder wache ich? Lebe ich? Ich würde verdammt gern vergessen, aber zugleich reizt eine Energie tief in mir meine Sinne, und ich gehe noch einmal gewissenhaft das Geschehene durch und finde keine Erklärung. Wie kann man den Tod so dreist herausfordern? Wir waren sechs, und die anderen waren alle zwischen zwanzig und dreißig Jahren jung. Ihre Gesichter, die ich nur ein paar Stunden gesehen habe, werden mich mein Leben lang verfolgen. Wie schnell und einfach schmiedet der Tod uns zusammen! Ich glaube, ich habe mich schon daran gewöhnt, ich zittere nicht mehr. Aber ich weine. Die Trauer findet soviel Platz, um sich einzunisten. Ich werde jedenfalls auf deine Ratschläge hören. Ich habe hier alte Freunde getroffen, aber du und die Würmin sind nicht da, und auch so viele andere nicht, von denen ich immer stärker träume. Das Leben im Exil verschärft den Traumzustand. Ich habe mehrere Arbeitsangebote, wo ich anfangen kann, sobald ich meine Papiere zusammen habe; so lange arbeite ich schwarz und verdiene genügend. Wenigstens habe ich schon eine kleine Wohnung gemietet. Ich habe übrigens eine mit Aussicht auf deine sechseckige Mansarde gefunden, jeden Morgen trete ich auf die Terrasse

und werfe dir einen Kuß zu. Ich hoffe, ab jetzt machst du es ebenso.

Sind deine Eltern immer noch so wunderlich? Schick mir den Namen des Bildhauers, vielleicht kriege ich raus, wo er steckt, und kann ihm die gute Nachricht überbringen, daß in seinem alten Haus in Vedado eine verwirrte Dame sitzt, seinen Wifredo Lam anbetet und darauf wartet, ihn dem rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben. Mir entwischt nicht einmal der liebe Gott. Wir Zwillinge sind so, zäh und ausdauernd. Ich war schon in Galerien von Mälern, in Buchläden und im Theater, das übrigens trotz der vielen emigrierten Schauspieler immer noch unwahrscheinlich schlecht ist, furchtbar vulgär. Das Kino hält sich in Grenzen, es ist dasselbe wie drüben Sonnabend abend, nur aktueller. Ich erkunde und suche Wege, um mich zu überzeugen, daß ich normal bin, daß ich diese ganze Verbissenheit abschütteln kann, die mich immer krank gemacht hat. An der meine Projekte gescheitert sind. Das Wort Luchs klingt in meinen Ohren genauso wie Exil. Ich muß zugeben, daß ich mich manchmal nach der Ungewißheit zurücksehne. Hier bin ich noch zu anonym, und ich halte Anonymität nicht aus. Drüben habe ich im Treppenhaus geschlafen, aber drüben habe ich auch, solange es sie noch gab, in Zeitschriften publiziert. Das sind die Widersprüche, die einen ins Irrenhaus bringen oder ins Meer gehen lassen, oder du verrammelst und verriegelst die Tür hinter dir und vergißt, daß es draußen auch noch eine Welt gibt. Du hast recht, man kann nicht ankommen und zugleich unterwegs sein. Ich muß

hart arbeiten. Endlich arbeiten! Und mich beweisen! Diesem anstachelnden Spitznamen gerecht werden, auf den mich die Würmin und du getauft haben. Nicht einmal hier mache ich mich frei davon, Ziele erfüllen zu müssen. Aber glaub nicht, daß ich noch einmal mein Leben aufs Spiel setze. Auf die Vierzig zuzugehen kann auch ganz spaßig sein. Drück mir die Daumen. Was gesagt werden mußte, ist gesagt, in unzertrennlicher Freundschaft. Ich muß jetzt Schluß machen, ich rufe über Kanada an, und das geht ins Geld. Ich vergesse nichts und niemanden.

Er legte auf, und das Telefon war tot, ich muß gleich morgen Bescheid sagen, damit sie es mir reparieren, es ist immer dasselbe, ein Ferngespräch, und es ist aus. Sieben Uhr abends! So lange haben wir telefoniert? Ich kann es noch nicht glauben, trotzdem, ich muß mich wieder um die Alltagsdinge kümmern, mich waschen, mich schön machen ... Heute ist die Nacht des Nihilisten. Er hat mir gesagt, ich soll nichts kochen, er würde eine Überraschung mitbringen. Ich weiß nicht, wie ich es geschafft habe, mich vom Telefon loszureißen und mich in die Finsternis des Bads zu stürzen, seit Tagen ist die Neonröhre kaputt, und ich dusche auf gut Glück. Was ziehe ich an? Bestimmt sehe ich abgekämpft aus, nach dem Tag, den ich gehabt habe! Sich im Dunkeln schminken und nicht wie eine Kabuki-Maske aussehen ist ein echtes Kunststück, und sicherlich gefällt dem Nihilisten mehr, wenn ich bleich bin wie eine Heldin aus *Dracula*.

Ich würde so gern weiter über den Luchs nach-

denken, über seine Ängste, und unserem gemeinsamen Kummer mehr Zeit widmen, aber ich mache den Kleiderschrank auf und finde nicht das hübsche Kleid mit dem weinfarbenen Blumenmuster. Ich gehe ins Bad zurück, sehe im Korb mit der schmutzigen Wäsche nach, natürlich, da ist es. Hätte ich nicht soviel herumgetrödelt, dann hätte ich es inzwischen waschen können, es wäre schon trocken, und im Handumdrehen hätte ich es geplättet, weil es ein Stoff ist, der sich wunderbar bügeln lässt. Ich werde den schwarzen Rock und den schwarzen Pullover anziehen, oder nein, Oshún wird wild, wenn ich dunkle Sachen anziehe! Ich glaube, ich nehme lieber die gelbe Bluse. Oder doch nicht, so blaß, wie ich bin, ist gelb fatal. Jetzt geht das wieder los mit den Kopfschmerzen! ... Und wenn ich gar nichts anziehe? Wenn ich ihn nackt empfange? Eine verliebte Frau ist zu allem fähig. Egal, wie alt sie ist.

## VIII

# DIE NÄCHTE DES NIHILISTEN

Wie es aussieht, sind die acht Kapitel der kubanischen Literatur dazu verurteilt, pornografisch zu sein.

Zu diesem Urteil wird der Zensor kommen, wenn er die folgenden Seiten liest. Der Zensor, der mir zusteht. Denn jeder Schriftsteller hat Anspruch auf einen Zensor. Er wird seiner Sekretärin den Bericht über meinen Roman in die Maschine diktieren und sich dabei zu meiner Ehre auf das Kapitel VIII von José Lezama Limas *Paradiso* beziehen, diesem Meisterwerk der Weltliteratur, das – überflüssig, darauf hinzuweisen – kein Zensor je zu Ende gelesen hat, weil sie dabei einschlafen und nichts verstehen, nicht einmal, warum die Leute sagen, das achte Kapitel sei pornografisch, aber da sie es weiter als pornografisch einschätzen müssen, kann niemand daran zweifeln, und so kennen sie nicht einmal den Unterschied zwischen Erotik und Pornografie und haben darum auch nicht bemerkt, daß in *Paradiso* nicht nur das Kapitel VIII, sondern das ganze Buch von vorne bis hinten erotisch ist, es ist einer der sinnlichsten Romane der zeitgenössischen Literatur überhaupt. Und nach so langem Schweigen, mehr aus politischen denn kulturellen Erwä-

gungen heraus, waren die Zensoren lezamischer als der Papst.

Ich sehe auf die Uhr, es ist schon halb neun, und seit halb acht bin ich splitternackt, gebadet, parfümiert, das Haar auf den Schultern. Ich habe sogar die Klimaanlage angeknipst, glücklicherweise sieht es so aus, als würden sie heute abend den Strom nicht abschalten, sie haben es schon am Morgen gemacht, und nackt warte ich auf den Nihilisten, erstarre fast zu einem Eisblock, mit spitzgefrorenen Brustwarzen, runzligen Füßen und Gänsehaut, die Arme um die angezogenen Beine geschlungen.

Der Nihilist ist Filmregisseur, er hat eine Reihe Musikvideos produziert und schon seinen ersten Spielfilm gedreht, und zwar mit Resten von Filmmaterial, die die anerkannten Regisseure wegschmeißen wollten. Er hat sieben Jahre zwischen Preisen, Verhören, Gefängnis, innerer Emigration, Dissidenz und Reintegration gelebt. Aber kaum ein Mensch weiß, daß er Filmregisseur ist, denn sein Film ist nur einen Tag während des Festivals gelaufen und nicht in die Kinos gekommen, weil er postexistentialistisch ist, und das Leben dieses Volkes ist schon beschissen postexistentialistisch genug, als daß man es damit bestrafen muß, ihm den Spiegel vorzuhalten. Erfreuen wir es lieber mit populären, hübsch vulgären Musicals. Nahaufnahmen von Wackelärschen mit Zellulitis (jedes siebzehnjährige Model hat schon einen deformierten Arsch, das Bombardement mit Speckgrieben macht ihrer Anmut den Garaus), Bilder von schlaffen Brüsten, gebleichten Haaren, künstlichen Wimpern und viel Freude,

so wie wir sie mögen: tropisch, tourismusfördernd und verlogen. Die Videoclips, die der Nihilist gemacht hat, haben allerdings auch nicht gefallen, weil sie sich um postexistentialistische Rocker drehten, die gewalttätig, ungepflegt und zerlumpt, in ausgeblichenen, zerfransten Shorts, barfuß und mit den ganzen Bildschirm bedeckenden Mähnen der Gemütsruhe der Touristen vermutlich alles andere als zuträglich waren. Da begann der Filmregisseur, ich meine, der Nihilist – mit Riesenerwartung, Zuversicht, Elan und Hingabe und dem ganzen Pipapo, den junge Leute im Kopf haben, wenn sie sich in ein künstlerisches Abenteuer stürzen –, das Drehbuch für seinen zweiten Spielfilm zu schreiben. Die Geschichte erzählt die Reise dreier Jugendlicher von einem Ende des Malecón ans andere, und auf dem Höhepunkt kriegen sie sich in die Wolle, einer haut auf einem Lkw-Schlauch nach Miami ab, und die anderen bleiben idiotisch allein zurück, und zum Schluß ertrinkt das Mädchen, in das der Hauptheld verliebt war, als sie versucht, wie er auf einem Lkw-Schlauch abzuhauen. Klar ist das ein Drehbuch, das man umarbeiten, umschreiben, umschichten muß, verdeutlichen, verändern, verbessern. Verbieten. Und der Nihilist, der verstanden hatte, ließ es fallen, er verstummte, hielt sich abseits, eher verstört als traurig.

Ich lernte ihn bei einer Präsentation des Jungen Films kennen, er war zu der Zeit Dissident, und sie erlaubten ihm nicht, seinen ersten Film fertigzustellen. Kaum jemand grüßte ihn, er lief durch die Menschenmenge, als wäre er durchsichtig. Ich saß

auf dem Fußboden, auf Sitzkissen, zusammen mit dem Luchs und der Würmin, auch der Gigant war dabei (der in diesem Roman nicht auftritt, weil er so riesig ist, daß er alle Kapitel an sich reißen würde, und außerdem ist er adelig, er hat gerade entdeckt, daß er einen Vorfahren beerbt hat: einen französischen Abt!) und der Pianist, der auch nicht mit von der Partie ist, er ist von allen der hellsichtigste, weil er eine geheimnisvolle Verbindung zu einer Stimme aus dem Jenseits hat, die ihm über vieles die Augen öffnet, bevor er eine Dummheit begeht. Und auch der Zahnarzt war da, der leichtlebigste von uns, der Lotterbube. Ich weiß nicht mehr, ob noch jemand dabei war, mir fehlt ein Stück Film, weil der Nihilist »Schokolade« besorgt hatte und »Schnee« in Spitzenqualität. Und wir hoben sofort ab.

Ich ging früher fort, der Nihilist kam mir nach, und wir wollten noch mal »Schokolade« holen, es gab aber keine mehr. Wir erreichten meine Wohnung, zerstießen mehrere Pillen Trifluoperacin, Valium, Diasepan, Nerobol und andere Barbiturate, machten aus einer Populär mit Filter, die wir zufällig ergattert hatten, den Tabak raus, vermischten ihn mit dem hergestellten Pulver und rauchten die ganze Nacht bis morgens um sechs, dann zog sich der Nihilist sein Hemd wieder an und ging. Wir erzählten uns nur gegenseitig unsere Geschichten, schielend, euphorisch, uns halb totlachend, deprimiert, stumpfsinnig, superklarsichtig. Wir rauchten nur, sahen uns an, manchmal streichelten wir uns. Aber wir bumsten nicht. Der Nihilist verschwand für fast zwei Jahre wieder aus meinem Leben.

Zwei Jahre nach diesem Morgen kam der Luchs an und erzählte mir mit ernstem, hochrotem Gesicht, er müsse unbedingt einem jungen Filmemacher helfen, diesen Jungen retten, den sie fertigmachen wollten, der drauf und dran war, sich umzubringen, auf einem Floß abzuhauen. Ich dachte längst nicht mehr an den Nihilisten, ich steckte gerade wieder einmal in einem meiner verrückten Flirts, mit einem Schauspieler vom Theater, der später ein bekannter Filmschauspieler wurde. Gegen Mittag klopfte es bei mir an der Tür, es waren der Luchs und der Nihilist, der eine Videokassette unter dem Arm hatte. Damals war ich dank der Unterweisungen durch den Luchs bereits Expertin für die Bedienung von High-Tech-Anlagen. Der Nihilist sagte kaum ein Wort, ich auch nicht, aber eine geballte Ladung Energie ging von seinem Körper auf meinen über und umgekehrt. Wir sahen uns seinen Film an.

»Und was hat das mit scheiß ideologischer Diversions zu tun?!« war die eher emotionale denn professionelle Analyse, die der Luchs vornahm. Wobei auch professionell gesprochen an dem Film von scheiß Diversion keine Spur war. Der Luchs setzte Himmel und Erde in Bewegung, unterstützt von seinen Orishas, Elegguá und Obatalá, und der Nihilist kehrte in das Reich von dieser Welt zurück: sauber, splitternackt, wie neugeboren. Und was konnte ich tun? Meine Orishas zeigten mir den Weg, und ich tat, was in Fällen wie diesem sie tun, die hochheilige Oshun und die mütterliche Yemayá: mit der Macht der Möse und des Verstands zum Angriff übergehen.

Am Abend rief der Nihilist an. Zuerst ließ er es nur klingeln und legte zweimal wieder auf. Ich hatte den ganzen Nachmittag an ihn gedacht. Aber aller guten Dinge sind drei:

»Sag mal, du hast gar nichts zum Film gesagt, wie fandst du ihn eigentlich?«

»Komm her, und wir reden drüber, danach kukken wir uns noch einen Film an: *The Doors*, schon mal was von Jim Morrison gehört?«

»Klar, ich bin Fan ... Sag nicht, daß du den hast, ich suche ihn schon seit einer Ewigkeit!«

»Seit einer Ewigkeit? Kann gar nicht sein, der Film ist ganz neu.«

»Das war nur ein Spruch ... Ich bin gleich da.«

Zehn Minuten später klingelt es, er schwitzte in Strömen, weil er wie verrückt geradelt war. Er kam herein, seine grünen Augen ruhten auf meinen grünen Augen. Seine sind heller, meine sind wie Oliven. Es sah ganz so aus, als würde ich mich verlieben, nicht nur, weil ich mich mein ganzes Leben immer wieder verliebe, es ist fast schon eine Manie, sondern weil ich mich wegen all der sinnlosen Flirterei an einem Punkt absoluter Einsamkeit befand und einen intelligenten, geheimnisvollen Mann brauchte. Ich brauchte »the big love«, ich wollte vor Liebe sterben, vor Liebe leben, mich zerfetzen. Ein Kerl, der mich fertigmachte, und ich ihn. Der uns beide fertigmachte. Und der verstehen mußte, daß ich nicht einfach bin, ich bin halb oder absolut geistesgestört. Heute liebe ich einen, morgen halte ich es nicht mehr aus mit ihm, und es gibt nicht viele Kerle, die diesen Hickhack mitmachen. Ich hatte

auch nicht viel übrig für solide Ehemänner, was ich suchte, war der ewige Geliebte. Und ich glaube, wenn ich mich nicht irre, habe ich ihn erwischt.

An dem Abend damals, wie an vielen anderen, die danach kamen, aben wir Reis mit Spiegelei, die Eier gab es noch im freien Verkauf. Wir wuschen das Geschirr, ich seifte ein, und er spülte ab: zwei Teller, zwei Gläser, eine Gabel und einen Löffel (er kann nicht mit der Gabel essen), die Bratpfanne und den Reistopf. Wir legten uns ins Bett, brav nebeneinander, doch unsere Körper verströmten weiter ihre unbändige Energie. In der Mitte des Films ungefähr stieß, ohne es zu wollen, mein Fuß gegen seinen. Der Nihilist faßte das als eine schüchterne Liebko-  
sung auf und tauchte seine perverse Hand in mein Haar, wie die Hand Orlandos bei Virginia Woolf. Ich konnte nicht mehr, ich drehte mich zu ihm um und küßte ihn auf die Lippen. Ich wußte, das ist mein Mann, er küßte mich nämlich, wie ich der lockigen Skulptur meinen ersten Kuß gegeben hatte, mit flatternder Zunge, wie man sich als Kind vorstellt, daß so die Erwachsenen küssen. Der Kuß dauerte, bis der Film zu Ende war. Wir haben es nie geschafft, den Film ganz zu sehen. Immer, wenn wir einen neuen Anlauf nehmen, kommen wir bis zur Hälfte, womöglich sind wir beeinflußt von dem Experiment, das Pawlow mit seinem Hund gemacht hat.

Der Kuß dauerte, bis der Film zu Ende war, allerdings nicht nur auf dem Mund. Seine Zungen-  
spitze strich langsam meinen Hals hinab, wanderte vom Kinn bis zu den Brustwarzen, wo sie mir Mi-  
nuten wahnsinniger Lust verschaffte, schweifte nach

einer Weile noch langsamer von meinen Brüsten zu den Hüften und von ihnen zum Nabel und brachte meinen Bauch so außer Rand und Band, daß er zu tanzen anfing. Dann schoben seine langen Finger meine Haare beiseite, rot aufgerichtet glänzte mein Kitzler, und auf ihn drückte er den Kuß, mit dem er sich für alle Ewigkeit den Nobelpreis in Cunnilingus verdiente. Sein Name sollte ins Guiness-Buch der Rekorde aufgenommen werden als der professionellste Schlecker, den die Geschichte der Zivilisation hervorgebracht hat. Ich hatte sieben Orgasmen. Als er sich auszog, verschlug es mir beim Anblick seines griechischen Körpers die Sprache: der leicht deltaförmige Oberkörper sonnengebräunt, makellos schimmernde Bronze. Schmale Hüften, ein strammer, perfekter Arsch, das Schamhaar erst eine schmale Landzunge, bevor es voll Un gestüm über die Schenkel quillt. Ebenmäßige, muskulöse Schenkel, gespannte Beine, kräftige Kniee, anmutige und wohlproportionierte Füße – was ein gutes Vorzeichen ist –, sogar mit dem Detail, daß der zweite Zeh länger ist als der große Zeh, ohne Frage also ein attischer Fuß. Der Hals in seinen Maßen ideal, nicht zu dick und nicht zu lang. Das Haar gekräuselt, spitzbübische Locken schmücken seine Stirn. Gerade, vorspringende Nase. Lippen wie Mohrenhirse, schwarzbraun. Starke Arme, aber nicht übertrieben, kräftige Handgelenke, sanfte, lange Hände (ich habe schon von ihnen gesprochen). Seltsam! Dieser Mann kam mir innen und außen wie ein erlebtes Kunstwerk vor. Weil er außerdem auch zärtlich, geduldig und friedfertig ist. Seine Stimme hob

sich nie mehr als notwendig, als wollte er mich auch nicht für den Bruchteil einer Sekunde erschrecken.

Sein Schwanz, ach gebenedeiter heiliger Lazarus, mein Babalú Ayé!, sein Schwanz ist das achte Weltwunder. Und er hat gute Aussichten, auf Platz 1 der Rangliste der größten Privatvermögen dieses Jahrhunderts zu gelangen! Weil einen solchen Schwenkel zu besitzen dasselbe ist, als hätte man auf einer Schweizer Bank Billionen von Dollar. (Bevor ich es vergesse: Neben dem Bauchnabel hat er ein rundes schwarzes Muttermal.) Aus den Poren quillt ein seidiger Pelz, den zu streicheln traumhaft ist, und wenn du mit der Hand auf die Schwanzwurzel stößt, kannst du nichts dagegen tun, das Wasser läuft dir im Mund zusammen, und du fängst an zu schlucken.

Er ist glatt, mißt vierzehn Zentimeter ohne Ektion, doppelt soviel, wenn er steht, und ich weiß nicht, ob es davon kommt, daß ich so weit und tief offen bin oder sich der Nihilist so geschickt bewegt, aber er hat mir nie weh getan, geschweige denn mich verletzt, auch nicht beim Steppnahtfick, von der Scheide in den Po und zurück, immer hin und her. Die Schwanzhaut ist rosig wie die Haut eines Neugeborenen, und unter ihr schimmern tausende rote Äderchen, einem winzigen Garten von Schwarzen Prinzen gleich, was im Kubanischen rote Rosen sind. Die Vorhaut ist schmieg- und fügsam, sie bedeckt und entblößt, wenn es nötig ist, wie ein Belle-Epoque-Schultertuch. Bei Berührung hat er die Hitze von Gelee Royal, diesem Wundermittel, das sogar bei der hartnäckigsten Mandelentzündung

hilft. Der Schaft ist solide, gegen jedes Einknicken gefeit, er steht seit Menschengedenken, Jahrhunderte v. u. Z., ähnlich einer Säule des Parthenons. Die Eichel, Kopf des Schwanzes, ist der Computer, programmiert mit Word Perfect, oder besser noch: Windows, was die entwickeltere Software ist. Wahnsinnig intelligent geht er immer genau bis zum Gefrierpunkt, dem des Triumphs, ruht nicht, bis er die perfekte Lösung gefunden hat, die bequeme Stellung, die adäquate Vorgehensweise, ein kluges Köpfchen eben, das fiebrig seine Arbeit macht. Dieser Johannes, wie Picasso, »sucht nicht, er findet«. Vibrierend, spielerisch. Duft einer Haut, die mit Monsavon gewaschen ist, einer französischen Seife auf der Basis von Extrakten, Parfüms nach uralten Rezepturen, Patschuli, Jasmin, Rosenöl, und Ziegenmilch. Milch, oh, diese Milch! Wenn doch die Diätzuteilung wie seine Sahne wäre! Aber abgesehen davon, daß die Diät, auf die Hernia die Überflutete Anspruch hat, nur jeden zweiten Tag da ist, und obwohl sie der »konzentrierte Liter« genannt wird, ist sie das reine Wasser, fade, aller Vitamine beraubt, sie hinterläßt auf dem Glas nicht mal einen Fleck. Wenigstens konnte ich Hernia mit einem mir verbundenen Arzt helfen, der ihr ein Geschwür bescheinigt hat, und manchmal kriege ich dafür von ihr ein Gläschen Milch. Milch, Sahne meines Herzen! Die Sahne dieses Mannes ist, als ob man eine blutjunge Holsteinkuh melkt, deren Milchstrahl in das Näpfchen herabfällt wie himmlisches Manna, und eben so schmeckt das Sperma dieses Außerirdischen, ein leuchtender, interplane-

tarischer Schluck per Sattelit. Ein Punsch aus einer Unmasse leckerer Spermatozoiden, gut für die Gesundheit.

Ich babbere, bestimmt habe ich mir eine Grippe geholt, und ich habe keine Aspirin im Haus, und auch in der Apotheke gibt es keins, wenn mal welches geliefert wird, ist es im Handumdrehen alle, zwar steht es jetzt auch im Zuteilungsheft, aber die Apothekerinnen verkaufen es weiter auf eigene Rechnung. Ich gefriere zu Eis, aber ich schalte die Klimaanlage nicht aus, weil es draußen heiß ist, und der Nihilist liebt gern im Kalten, er stellt sich dabei vor, wir seien in einem europäischen Winter. Ich habe mir schon an die viermal die Zähne geputzt, weil bei geschlossenem Mund, ohne zu reden, unfrischer Atem entstehen kann. Ich atme in die hohle Hand aus, rieche dran, aber nichts; das mit dem schlechten Mundgeruch ist eine Macke von mir, Symptom von Schizophrenie oder Anzeichen für ein verfrühtes Eintreten in die Wechseljahre.

Ich habe den Schlüssel im Schloß gehört. Er kommt, mein zorniges junges Männchen, er blinzelt, weil ihm der Schweiß in die Augen gelaufen ist. Mit Kette und Vorhängeschloß schließt er sein Fahrrad an das Gitter am Eingang zur Treppe an. Er muß ziemlich von der Rolle sein, er hat nicht mal gemerkt, daß ich nackt bin. Er legt vorsichtig den Rucksack ab, bevor er die Tür zumacht, damit nicht die warme Luft reinkommt. Nachdem er sich aufs Sofa gesetzt hat, wischt er sich mit einem Cowboytuch den Schweiß ab und versucht, sich die Locken glattzustreichen, die seine Backenknochen schmük-

ken. Schließlich hebt er den Blick und sieht mich an: die nackte Frau, die wartet.

»Entschuldige, Liebste, aber ich bin fix und alle ... Das Fahrrad hatte einen Platten. Es hat geregnet, du hast es bestimmt gar nicht mitbekommen, weil du die Fenster zu hast. Die Sachen sind wieder ein bißchen getrocknet, als ich bei La Piragua Schlange gestanden habe, die Pizzas sind ewig nicht gekommen, es waren massenhaft Leute da ... Weißt du, wieviel ich bei einem Schlängesteher für zwei Pizzas gezahlt habe? Hundertzwanzig Pesos, sechzig für jede. Dreißig Pesos mehr als mein Monatslohn ...

Ich sehe sprachlos zu, wie er zwei mehr oder weniger runde, unterschiedlich große Teigfladen auspackt, die nach ranzigem Käse riechen und mit irgend etwas, das garantiert keine Tomatensauce ist, rot gefärbt sind. Wir legen sie sofort in die Backröhre, bevor wieder das Gas weg ist. Eine Minute später müssen wir die Pizzas dann doch auf zwei Bratpfannen legen und sie mit den elektrischen Herdplatten warmmachen.

Zu guter Letzt sieht er mich anders an, seine schelmischen Augen verweilen bei jedem Teil meines Körpers. Er nimmt meine Hände und küsst sie mit beflügelten Lippen. Zärtlich spöttelt er über meine Nacktheit, derweil ruht seine rechte Wange zwischen meinen Brüsten, seine Arme umschlingen meine Taille, seine Hände kommen in den Grübchen meiner Hüften zu liegen. Das Brot fängt an, verbrannt zu riechen, und wir tragen die halbverkohlten Pizzas auf. Wir sind richtig privilegiert, wir haben es geschafft, mal was anderes als Speck-

grieben auf dem Teller zu haben: Pizza essen ist in Havanna in diesen Zeiten dasselbe, wie im berühmten Pariser Restaurant La Tour d'argent zu dinieren. Um in eine schäbigen Pizzeria reinzukommen, muß man lange vorher Plätze bestellen und Bestarbeiter in der Gewerkschaft sein, auch die Zacki-Läden haben sie dichtgemacht: Cafeterias, wo früher die Soyaburger verkauft wurden, grün wie Giftpilze oder Gänsescheiße. Jetzt gibt es sie, wenn es sie gibt, für Bons, die an die Mitglieder des CDR ausgeteilt werden.

Der Tisch ist mit einer weißen Baumwolledecke bedeckt, auf der zwei Servietten liegen. Obwohl Strom da ist, habe ich mich für Kerzen entschieden. Ich lege eine Kassette mit Musik aus dem Mittelalter ein. Er holt aus dem Rucksack die große Überraschung des Abends hervor: edler französischer Wein! Eine Flasche Beaujolais primeur, er hat sie bei einem Salsasänger, der viel im Ausland ist, gegen einen Schrank aus den vierziger Jahren eingetauscht, kreolisches Art deco. Er macht die Flasche auf, und wir stoßen auf unsere Liebe an, mit klitzekleinen Schlückchen, wie sie einem ausgezeichneten gallischen Wein angemessen sind, seine hellgrünen Augen blicken dabei tief in meine olivgrünen Augen. Wir schlingen die Pizzas runter, unsere Eingeweide geben dabei unanständige Laute von sich, sie protestieren, weil sie alles andere als befriedigt sind. Wir machen die Flasche leer, und unsere Köpfe machen kaum eine halbe Drehung. Da wir merken, daß der Wein nicht reicht, um unsere Sinne zu entfesseln, fangen wir an, das köstliche Besäufnis,

das uns vorschwebte, zu schauspielern. Wir lachen uns halbtot, ohne zu wissen, worüber wir lachen. Er zieht sich seine Sachen aus und rennt hinter mir her, er schummelt, indem er sich absichtlich Möbel in den Weg stellt, damit das Rennen spannender wird. Als er beschließt, mich einzufangen, küßt er mich und beißt dabei meinen Mund, mindestens zehn Minuten oder länger, bis mir die Zunge weh tut, das Zahnfleisch wird taub, die Kinnbacken verkrampfen, die Lippen schwollen an, und dicke Striemen zeigen sich. Sein Kuß wandert zum Hals hinab, und wieder beißt er mich, doch ich kneife ihn, damit er mir keinen Knutschfleck macht. Das Kneifen wirkt wie ein Peitschenhieb auf seinen Schwanz, und der Hodensack zieht sich fest und hart zusammen. Meine Brüste pressen sich gegen Schwanz und Sack, und meine Zunge heißt das Monarchenhaupt der wilden Bestie willkommen: König des Urwalds, den das Schamhaar bildet. Ich sauge bis zur Erschöpfung, seine Lenden fliegen mir entgegen, und er stößt seinen harten Knochen bis hinter das Zäpfchen, ich schlucke bestimmt mehr als die Hälfte des Glieds, manchmal muß ich es mit aller Kraft zurückhalten, weil ich Angst habe, mich zu übergeben. Brechreiz und Lust, Kotzenmüssen und köstliches Schwindelgefühl. Mein Kitzler spannt sich, meine feuchte Scheide reißt sich auf, er aber attackiert weiter meine Kehle.

Mit einer riesigen Anstrengung zieht er kurz vorm Abspritzen raus. Er geht zum Waschbecken und hält seinen Schwanz unter eiskaltes Wasser. Er breitet die Bettdecke auf dem Fußboden aus, und wir

legen uns drauf, um uns lustvoll aneinander zu reiben, wobei wir uns bewußt zurückhalten. Nach wenigen Minuten fängt sein Finger an, verrückt zu spielen, und massiert meinen Kitzler, als würde er den Schwanz eines Mannes wichsen, mein Kopf hämmert gegen die Fußbodenfliesen. Er nimmt ihn zwischen die Hände und küßt zärtlich mein Gesicht ab, Stirn, Brauen, Lider, Nase, Wangen, Ohren, Mund, Kinn, sein Speichel fließt wie Tränen über das Oval meines Gesichts.

»Warum setzen wir uns nicht gegenüber, und du auf mich rauf?« schlägt er mehr vor, als daß er fragt.

Ich verstand sehr gut, was ich tun sollte: sein Geschlecht in meines eingraben, mich hin und her bewegen, von links nach rechts, von rechts nach links, meine Hüften kreisen lassen, ihn mit offenen Augen küssen oder einfach nur meinen Rücken aufrichten, damit die Brustnippel genau in Höhe seines Mundes kamen und er sie lutschen konnte, bis es genug war. Dabei habe ich meinen ersten Orgasmus. Langsam, ihn Zentimeter für Zentimeter genießend, meine flackernden Augen in seine versenkt, seine Brusthaare kratzen dabei meine harten Brüste.

Mit einem hemmungslosen Stöhnen werfe ich mich nach hinten und mache eine Brücke, Gelegenheit für ihn, sich von mir zu lösen. Mit einer Raserei, die mich erstaunt, dreht er mich auf den Bauch, legt meine Beine zurecht und spreizt sie ein bißchen, mein Gesicht versinkt in einem Kopfkissen. Sein Schwanz kommt zwischen meinen Backen zu liegen, er preßt sie zusammen, und beim Auf und Ab, Hin und Her wird daraus ein sensationelles Mastur-

bieren, so als würde es zwischen den Brüsten geschehen. Unerwartet bietet sich mein Poloch dar, und ich bitte ihn, es aufzustemmen, doch er ist kaum mit der Spitze der Eichel eingedrungen, da werde ich vor Schmerz halb ohnmächtig. Aber auch das vermag nichts gegen meine grenzenlose Lust auszurichten, von hinten penetriert zu werden, meine Hände helfen dabei, die Backen auseinanderzuziehen, Stück für Stück dringt er ein und stößt dabei auf immer weniger Widerstand.

»Vorsichtig, vorsichtig ...«, flehe ich ihn an.

Doch der unschuldige Ton meiner Stimme feuert ihn nur noch mehr an, und je zärtlicher ich flehe, desto gewaltiger ist das Anrennen, das ich in meinem Innern spüre. Jetzt legt er den letzten Rest Zurückhaltung ab und stößt zu, und völlig unvermittelt, ich weiß nicht, wieso, fängt meine Scheide wie rasend an zu zucken. Er führt seinen Mittelfinger in sie ein und streichelt so durch das Gewebe hindurch seinen Schwanz. Er hätte abspritzen können, aber er hält sich zurück.

Er lässt sich mit seinem ganzen Gewicht auf mich niederfallen und wartet ohne die geringste Bewegung, daß mein Orgasmus abklingt und sich neue Lust in mir regt. Mein Saft läuft mir die Schenkel runter wie noch nie, bis zu den Knien, ein stoßweise sprudelnder Wasserfall. Das von Vorfahren aus Urzeiten ererbte Brennen bringt meine kleinen Schamlippen in Wallung, dort drinnen brauche ich die Mannesfüllung! Er fährt mit einem Stück Eis über meine glühende Haut, über die Achseln, die Innenseiten der Schenkel, die Fersen. In meiner

Gebärmutter lodert ein Feuer, und er schiebt zwei kleine Eiswürfel hinein, die augenblicklich zerschmelzen. Er geht zum Nachttisch, wühlt in der Schublade, leckt sich dabei die Lippen.

»Was suchst du denn?« frage ich irritiert.

»Vaposan und Tigerbalsam, das chinesische«, antwortet er schalkhaft.

»Und wozu? Glaubst du, meine Muschi hat Schnupfen?« bemerke ich halb im Spaß, halb verwundert.

»Mir hat wer gesagt, es soll Wahnsinn sein, es als Gleitmittel zu nehmen.«

»Jetzt hast du völlig den Verstand verloren. Aber wenn dir das wer gesagt hat, dann müssen wir es wohl ausprobieren ...«

Er drückt mir eine halbe Tube Vaposan ins Mauseloch, steckt seine Prachtlatte in die Büchse mit Chinabalsam, schmiert sie damit ein, und ich muß lachen bei dem Gedanken, er wolle vielleicht ihren »Kopfschmerzen« Linderung verschaffen. Meine Muschel ist inzwischen zu einem Heißluftballon geworden, einem lenkbaren Luftschiff, und die Wände der Scheide pressen sich aneinander. Er küßt mich, und unten kitzelt sein schlaues Köpfchen meinen Dattelkorn. Ich kann nicht anders, ich komme zum drittenmal. Zuckend und mentholhaltig, wie ich bin, dringt er bis unter den Bauchnabel in mich ein, meine Scheide schnappt nach Luft, und sein Geschlecht wird zum immer neu auflodernden Feuer; erlischt es, kehrt es als Stichflamme zurück, Folge der Vermischung des Tigerbalsams mit dem Vaposan. Es ist, als würde jemand in meinem Innern

ein ganzes Haushaltspaket Streichhölzer anreißen, jedes einzeln, und jedes auffflammende Streichholz ist ein Orgasmus, und diese Fülle läßt mir langsam die Sinne schwinden und liefert mich immer fügsamer der Lust aus. Ich höre auf zu zählen. Ich weiß nicht, wie viele Orgasmen es sind, unzählige. Ich verliere schon fast das Bewußtsein, da drückt er seine Lippen auf meine und küßt mich bis in die tiefste Tiefe, im Gravitationszentrum durchfließt uns beide ein Schauder, Sekunden später überflutet sein Sperma meine Scheide, und ich habe Traumbilder vor Augen, virtuelle Wirklichkeiten. So gehen unsere *neuneinhalb Wochen* zu Ende, nur daß wir die Erdbeeren, die Kirschen, den Champagner und die Schlagsahne durch Salbe und schmerzlindendes Balsam ersetzt haben.

»Ich liebe dich, meine Liebste, ich liebe dich, ich liebe dich, ich liebe dich«, wiederholt er unermüdlich.

»Ich liebe dich auch«, antworte ich halb tot und halb lebendig.

Ich denke, es ist idiotisch, sich zu sagen, was schon so oft gesagt worden ist, was so gewöhnlich und so überhaupt nicht neu ist. Und trotzdem müssen wir es uns sagen, wir brauchen es beide sehr. Die aufrichtigsten Liebesworte sind nun einmal die am wenigsten originellen.

»Ich würde gern eine Tochter von dir haben«, murmelt er wie im Schlaf.

»Es sind nicht die Zeiten für derartige Verrücktheiten. Ich würde sonstwas dafür geben, unfruchtbare zu sein, ich muß aber aufpassen, ich brauche

Samen nur zu riechen und bin schon schwanger», sage ich mit einem Gähnen das Gegenteil von dem, was ich fühle, aber wozu sollen wir uns falsche Hoffnungen machen?

»Es wird keine Verrücktheit sein, es wird etwas Wundervolles sein ...«, sagt er und kauert sich zusammen wie im Mutterleib. »Heute nachmittag, beim Schlangestehen nach der Pizza, ist mir die Idee zu einem genialen Film gekommen, ich habe ihn Bild für Bild gesehen, ich habe ihn hier drin, in meinem Schädel ... Ich muß ihn schreiben, ich muß diese Geschichte verfilmen ...«

Ich streichle seine Schläfen. Das Zimmer riecht nach Eukalyptus. Seine Augenlider schließen sich, und sein Atem geht langsamer. Warum es wohl immer die Männer sind, die nach dem Ficken als erste einschlafen? Kaum ist mir dieser Gedanke gekommen, öffnet er halb die Augen.

»Ich schlafe nicht, ich denke ...«

»Woran?«

»An dich, Dummerchen, an dich ...« Er blinzelt, und seine Gesichtsmuskeln entspannen sich, er schnarcht kaum merklich. Er legt sich anders hin, seine Arme liegen ausgestreckt über seinem Kopf. Die Zudringlichkeit meines Blickes weckt ihn auf. »Und in dem Film, den ich drehen werde ... reflektiere ich auch über den Film, den ich plane ...«

Ich will ihn nicht traurig machen und erzähle ihm deshalb nichts davon, daß der Luchs angerufen hat, und erst recht nicht werde ich ihm die Nacht mit dem Brief der Würmin verbittern. Wir haben schon jeder genug an den eigenen armseligen Illusionen

und unvollendeten Projekten zu knabbern. Ich lasse ihn besser von seinem Film träumen, seinen Obsessionen. Der Ärmste, womöglich sieht er sich schon aus den Händen von Jane Campion oder Peter Greenaway den Oscar entgegennehmen. Er ist ein phänomenaler Nihilist, und ich darf ihm nicht diese Magie zerstören. Ich habe noch nicht eine Nacht mit ihm bereut.

## IX

### UND ICH HATTE IHN IN DEN HIMMEL GEHOBEN!

Ich wache auf, weil es geklingelt hat. Ich dachte, wir hätten viele Stunde geschlafen, doch die Uhr verrät, daß nur dreißig Minuten vergangen sind. Die Haut des Nihilisten vibriert noch. Erschrocken ziehen wir uns in aller Eile an. Eigentlich kommt nie jemand. Wir erwarteten keinen Besuch. Ich halte die Tage, an denen der Verräter dran ist, und die, die ich mir für den Nihilisten aufhebe, genau auseinander. Ich bin es, die die Tür aufmacht. Natürlich, wer sollte es sonst sein, der Verräter! Er küßt mich auf die Wangen, um jede Verwechslung mit dem Nihilisten zu vermeiden. Weil der Verräter über meine Affäre mit dem jungen Mann im Bilde ist und sie akzeptiert. Er weiß, daß meine Geschichte mit ihm reine Vendetta ist. Der Nihilist seinerseits weiß von meinen Treffen mit dem Verräter, er denkt, ich pflege mit meinem ersten, psychiatrischen Ehemann freundschaftlichen Umgang. Obwohl ich meine Ausreden variiere und ihm erzähle, an zwei Abenden in der Woche würde ich Privatunterricht in Französisch nehmen, und zwar bei einer Lehrerin, die weit weg wohnt, außerhalb Havannas, und ich würde mir eine derart strenge Selbstdisziplin aufer-

legen, weil ich weder von der Aussprache noch vom Vokabular etwas versäumen will. Der Verräter küßt mich artig.

»Du bist ja so heiß, hast du Fieber?« fragt er indiskret.

»Nein, wir haben gerade gefickt«, antworte ich zynisch.

»Ach so ... wenigstens bin ich nicht dazwischengeplatzt ... entschuldige, Yocandra, es tut mir furchtbar leid, aber ich habe dieses Büchlein von Jean-François Lyotard gepumpt bekommen, dem französischen Philosophen des Postmodernismus, und ich muß es noch heute nacht zu Ende lesen, weil ich es gleich morgen früh zurückgeben muß ... Bei mir haben sie den Strom abgeschaltet, und ich habe nicht einmal einen Kerzenstummel im Haus ...«

»Komm rein, komm, mach schon, setz dich auf die Veranda. Darf ich euch bekanntmachen ...«, und ich stelle ihm den Nihilisten vor, der auf diese Weise erfährt, welchen Spitz- oder Decknamen ich ihm verliehen habe. Er ist zwar überrascht, aber man sieht ihm an, daß es ihm gefällt, so genannt zu werden.

»Und Sie, Sie sind bestimmt der Verräter«, platzt er heraus, ohne mir Zeit zu lassen, ihn mit einem Zwinkern zu warnen, nicht diesen Namen zu gebrauchen.

»Ach ja? Jetzt weiß ich ja, wie Yocandrita mich nennt. Weil es doch deine Idee ist, oder?« fragt er fast wütend, nach außen hin aber gleichgültig.

»Nenn mich nicht Yocandrita, du weißt besser als irdendwer sonst, daß ich es nicht mag, mit der Ver-

kleinerungsform meines Namens angeredet zu werden. Ja, es war meine Idee, na und? Hattest du nicht auch mal die Idee, dich über meinen richtigen Namen lustig zu machen?«

»Ich sollte mich über dich lustig gemacht haben? Ich war immer übertrieben respektvoll zu dir ...«

»Daß ich nicht lache, sag lieber gar nichts ...« Ich beiße mir auf die Zunge und lasse die beiden allein im Wohnzimmer stehen, wo sie sich eifersüchtig gegenseitig mustern. Ich gehe ins Bad, setze mich auf die Klobrille und pinkle genüßlich: meine Blase in Ekstase. Durch das Fenster, das zum Luftschatz hinausgeht, höre ich, was sie miteinander reden.

»Hat man so etwas Undankbares schon erlebt? Verräter, mich Verräter zu nennen! Und warum? Wann habe ich sie denn verraten?«

Der Nihilist zuckt mit den Schultern, tut so, als wenn er von nichts was weiß, steht auf und geht in die Küche, um sich einen Jasmintee zu machen, Lipton, er nutzt das Geräusch des kochenden Wassers aus, um sich gegenüber den Worten des Verräters taub zu stellen. Der aber verfolgt ihn weiter mit seiner Litanei.

»Das habe ich nicht verdient, daß sie so abfällig von mir spricht, das habe ich nicht verdient ... Hör mal, du weißt sicherlich, daß ich mit ihr verheiratet war, daß alles, was sie von dieser Welt weiß, sie von mir weiß ...«

»Alles nicht«, unterbricht ihn der Nihilist. »Es gibt auch ein paar andere, von denen sie etwas gelernt hat, und sie für ihren Teil hat auch sei-

her einiges begriffen ... Sie ist intelligent ... Wir beide verdanken ihr vielleicht auch eine ganze Menge ...«

»Ich verdanke ihr nichts. Reinweg gar nichts. Ich war schon immer brillant. Hat sie dir erzählt, womit ich mich beschäftige?« fragt der Verräter ärgerlich; der Nihilist nickt.

»Ja, ich weiß, Sie sind Philosoph.«

»Und außerdem Romancier«, fügt der Verräter hinzu. »Sag mal, macht dir das gar nichts aus, wenn sie dich Nihilist nennt?«

»Hm ... ja und nein, es klingt schön, poetisch, ich weiß bloß nicht, ob ich diesen Namen verdient habe, vielleicht hat sie ihn mir gegeben, um mich nicht Arschloch zu nennen.«

Der Verräter krümmt sich vor Lachen. Er hustet. Die Stimme bleibt ihm weg, ein krankes Pfeifen kommt aus seiner Brust. Noch halbtot vor Lachen wühlt er in seinen Hosentaschen, holt eine Schachtel Populäres mit dem grünen Logo raus, also die, die ihm laut Zuteilungsheft zustehen, wenn er älter als fünfunddreißig ist. Er steckt sich eine Zigarette an, und im Nu bildet sich zwischen ihm und dem jungen Mann ein Vorhang aus Rauch. Ich pinkle weiß ich wie viele Liter zu Ende, betätige die Spülung, gehe zu den beiden zurück und spiele die Ahnungslose.

»Müßtest du nicht lesen?« serviere ich den Verräter ab.

»Ich habe mich nur unterhalten ... mit dem Nihilisten ...«, sagt er und betont dabei den Namen, er lacht wie ein Irrer, ist aber sofort wieder ernst, ein-

geschüchtert von meiner Grimasse des Ekels. »Wir haben uns gefragt, wo unsere neuen Namen herkommen mögen.«

Ich mache es mir auf dem Sofa bequem und schiebe mir dabei ein Kissen unter die Beine. Ich habe die Augen niedergeschlagen, meine bitteren Erfahrungen haben mir nicht mein Schamgefühl genommen. Ihm erklären, warum ich ihn mit diesem Namen bedacht habe, hieße, in der Scheiße zu wühlen, Eiterbeulen aufzustechen. In die krebserregende Warze zu kneifen. Ich habe ihm nie gesagt, was ich über ihn denke, nicht einmal mir selber. Dennoch fangen meine Lippen an, sich wie mechanisch zu bewegen.

»Glaub nicht, ich trage dir nach, daß du immer fremdgegangen bist, das ist schon für niemanden mehr von Belang. Denk nicht, daß ich dich für irgendwas verantwortlich mache oder daß ich das, was ich tue, deshalb tue, weil du mir etwas schulden würdest. Was ich tue, tue ich aus Menschlichkeit. Weil Rache etwas Menschliches ist. Ich hätte dich rausschmeißen können, und ich habe dir gesagt, du kannst bleiben. Versteh das also nicht falsch, dieser Spitzname hat nichts mit uns beiden zu tun, nicht, weil du mich betrogen hast, nenne ich dich so. Ich weiß auch, daß sich deine politischen Positionen sehr verändert haben, früher warst du ein Hundert-fünfzigprozentiger, heute vermeidest du jedes Engagement für das Regime. Ich bin nicht blöd, ich sehe doch, wie du plötzlich schon immer Dissident warst, damit du, wenn die Sache hier kippt, deine Haut retten kannst. Aber auch nicht deswegen

nenne ich dich Verräter. Merkst du es nicht, kuckst du nicht in den Spiegel? Wann endlich machst du Schluß damit, dich selbst zu verraten? Wann endlich wirst du zu dem, was du denkst, stehen? Wann hörst du auf, dir vorzugaukeln, du würdest ein Buch schreiben? Wo doch das, was du machst, wie eine Schulaufgabe ist, eine Strafarbeit: sechshundert Seiten lang die gleichen zwei Zeilen: »Ich bin Schriftsteller. Alle verfolgen mich, und ich schreibe nicht. Ich bin Schriftsteller.« Gedrucktes Gejammer, bis du vom Gegenteil überzeugt hast. Du lebst im Verrat. Du bist der Verräter deiner selbst. Du hast das Bedürfnis, die kleinen Dinge des Lebens zu verraten. Einmal hast du dir einen – gesunden – Backenzahn ziehen lassen, um dich davon zu überzeugen, daß du wegen dieses gezogenen Zahns monatelang nicht schreiben konntest. Weißt du noch? Warum machst du dir das Leben unablässig zur Hölle? Wenn ich mich darauf eingelassen habe, die Beziehung mit dir fortzusetzen, wenn ich dir erlaubte zurückzukehren, dann einzog und allein deshalb, um mich zu rächen, und ich glaube, ich helfe dir damit sogar. Ich gebe dir nämlich Gelegenheit, deine Lage zu überdenken, bevor du dich entschließt, dich umzubringen. Weil du ein sicherer Kandidat dafür bist, dir die Adern aufzuschneiden. Vorausgesetzt natürlich, du treibst irgendwo eine Rasierklinge auf. Oder um dich mit einem Sack Tabletten zu vergiften. Obwohl ich meine Zweifel daran habe, daß du eine Apotheke findest, die genug Tabletten vorrätig hat. Aber zum Glück ist da ja noch das Meer, das letztlich immer alle Probleme gelöst hat. Und er-

trunken weckst du vermutlich mehr Mitleid. Etwas, das du mehr brauchst als alles andere. Du bist süchtig nach Mitleid. Ich habe lange geschwankt, wie ich dich taufen sollte, ich hatte zwei Varianten: Opfer oder Verräter. Ich habe Verräter gewählt, weil es umfassender ist und weil der Verräter letztlich immer Opfer von etwas ist, von jemandem. Es ist aus. Ich hasse dich nicht einmal. Ich könnte die ganze Nacht damit zubringen, dich zu beschimpfen, aber es reicht. Wenn du dich schämst, kannst du gehen, wenn nicht, bleibe, hier kannst du immer unterkrauchen, aber unter einer Bedingung: Mit deiner Diktatur ist es vorbei.«

»Und deine fängt an?« fragt er ironisch, ohne das geringste Anzeichen von Verletztheit. Meine Hand fliegt los und klatscht ihm ins Gesicht, batsch, batsch, batsch! Drei Maulschellen wie im Film, ohne einen Schritt zurückzuweichen.

Der Nihilist steht die ganze Zeit zitternd daneben; als meine Hand zum vierten Schlag in das unbewegte Gesicht des Verräters ausholt, hält er meinen erhobenen Arm fest.

»Ich bitte dich, wenn du mich liebst, mache mich nicht zum Zeugen solcher Szenen, das hättest du längst klären müssen.«

Der andere zündet sich gelassen eine Zigarette an, nur die Muskeln seines hochroten Gesichts zittern, die Abdrücke meiner fünf Finger auf ihm bilden eine schöne abstrakte Zeichnung. Er nimmt das Buch und geht auf die Veranda, um die Seiten zu lesen, auf denen, wie er erzählt, Jean-Francois Lyotard sich von seinem gesamten Werk lossagt. Ich

bin mir sicher, er wird mich weiter besuchen, er hat keinen Funken Scham im Leib. Der Nihilist verbirgt das Gesicht zwischen den Händen, und nur, damit er es zeigt und mich ansieht, frage ich ihn:

»Willst du auch wissen, warum ich dich Nihilist getauft habe? Interessiert es dich?«

»Die einzige, die es interessieren sollte, bist du. Ich hatte geglaubt, du wärst aufrichtig zu mir. Ich brauche einfach nur Liebe, nichts weiter. Ich will niemandem schaden, am wenigsten dir ...« An der Stelle hält er mit seinen abgeschmackten, aber wahrhaften Worten inne.

Meine Augen bluten fast vor Tränen, ich schließe sie, und das salzige Naß benetzt meine Wimpern mit dicken Tropfen. Ich kann nicht mehr, ich sterbe. So viele Dinge zugleich dürfen mir nicht passieren. Und trotzdem sieht es so aus, als ob überhaupt nichts passiert wäre, als ob ich, seit ich geboren wurde, immer das gleiche gemacht hätte: geschwiegen, explodiert, geweint. Schweigen, explodieren, weinen. Ich habe meine Passivität durchbrochen. Heulen ist mein Protest, der Streik, zu dem ich fähig bin, um meine Trauer zu befreien, um zu erreichen, daß mein Stundensoll an bezahlter Angst gesenkt wird. Bezahlte mit dem Lohn der Pflicht. Als ob man mit der Pflicht etwas kaufen könnte, zum Beispiel Zucker. Ich wurde geboren mit dem Stigma der transzendentalen Pflicht. Ich sollte meinen Eltern treu sein. Ich sollte dem Vaterland treu sein. Ich sollte der Schule treu sein. Ich sollte den Massenorganisationen und Verbänden treu sein. Ich sollte den nationa-

len Symbolen treu sein. Ich sollte meinen »Genosse« treu sein (das Wort Freund galt nichts mehr). Ich sollte meinem Ehemann treu sein. Ich sollte alldem treu sein, was mir nicht treu war. Aus Übermaß oder Mangel. Liebe Paternalisten, seht, wie mich die Treue umbringt. Ich weine untreu, und das ist mein feiger Beweis von Mut. Zu wissen, daß ich weine, weil ich an nichts glaube, auch nicht an dich, Nihilist, der du mich trockenen Auges prüfend anschaußt und keinen Finger krümmst, um etwas gegen meinen Nervenzusammenbruch zu tun, nur dein rechter Fuß wippt unaufhörlich, als säßest du an einer Singer-Nähmaschine. Ich weine, weil heute plötzlich alles auf einmal passiert, wo doch sonst nie etwas mit mir passiert und ich immer dasselbe mache: mich auf dem Fahrrad abstrampeln und vor mich hindösen. Manchmal habe ich den Verdacht, eigentlich könnte ich schon sterben, und alles, was mit mir passieren sollte, sei schon passiert, es ist so schnell gegangen, daß ich es gar nicht gemerkt habe. In der Gegenwart habe ich nur noch das Recht auf mein Fahrrad und auf meinen Kopf. Heute schlägt mein ganzes Leben über mir zusammen: meine Kindheit, meine Eltern, die Würmin, der Luchs, der Verräter, der Nihilist, das Büro, das Meer ... Das Land. Wie soll ich noch einmal von anderen Eltern geboren werden, andere Männer lieben, andere Freunde haben, eine andere Arbeit, ein anderes Meer oder vielleicht gar keins ... Ein anderes Land. Oder gar keins. Wie soll ich aufhören, ich zu sein? Ich mit meinem Nichts auf dem Buckel, meiner ganzen Armseligkeit, meinen lä-

cherlichen täglichen Nichtigkeiten. Um aufrichtig zu sein und niemanden zu betrügen, mich am wenigsten, könnte ich mir diesen ganzen Quark aus dem Kopf schlagen und mich meinem anderen Ich widmen, der Maske, die dem Überleben dient: Ich, die Chefredakteurin einer angesehenen Literaturzeitschrift, nehme an Tagungen, Besprechungen und Versammlungen teil, an Empfängen in Botschaften, ich halte den Mund, weil Schweigen Gold ist und in einen geschlossenen Mund keine Fliegen fliegen, und die Botschafter, die Genossen laden ein zu üppigen Gelagen und Champagner. Der Champagner fließt in Strömen, um dir die Zunge zu lockern, damit du alles ausspuckst, was du weißt, und was du nicht weißt ebenfalls. Wenigstens sind sie spendabel, während die von der anderen Seite genauso wollen, daß du alles ausspuckst, sogar die Mutter, die dich geboren hat, allerdings nur für irgendeine Auszeichnung als Gegenleistung, die deiner Familie überreicht wird, wenn du tot bist. Aber das ist nicht mein Leben, das bin nicht ich! Und dennoch lebe ich so, stelle ich mich so dar. Das ist das Bild, das ich von mir vermitte. Verdammt, seht ihr denn nicht, wie mir die Wirklichkeit immer mehr abhanden kommt, je williger ich mich in diese Schlangen von Zufriedenen einreihe, in die Bataillone von Ausgezeichneten, bei denjenigen, die leben, um für irgendeine, das Leben verfälschende Lösung zu sterben?! Seht ihr nicht, daß ich bald keine Freunde mehr habe, daß sie fortgegangen sind von mir, weiter fortgehen, und ich darf kaum laut von ihnen reden und muß so tun, als würde ich mich

nicht freuen, wenn es ihnen gut geht und sie Arbeit haben und ein bißchen Geld sparen und vielleicht zurückkommen, aber sie leben nicht mehr hier, wir teilen nicht mehr den Alltag, es gibt nicht mehr das »komm, wir gehen zu dem und dem«, weil der und der und die und die nach Miami gegangen sind oder nach Mexiko, damit ein Coyote sie über die Grenze schleust, oder nach Spanien, um wieder Indios zu sein, oder nach Frankreich, um Sklaven zu sein und sich noch mehr mit der scheiß Politik kaputtzuspielen ... Seht ihr nicht, ihr paternalistischen Scheißkerle, wie ihr einen nach dem andern meine Freunde ermordet?! Und meine Familie ist eine Bande von Irren, die nicht mal wissen, ob sie noch Menschen sind, sie sind Parteigenossen, was für sie über allem steht, sogar darüber, Mensch zu sein!

»Kannst du mir sagen, warum du weinst?« fragt er mich schließlich mit erloschener Stimme.

»Ich weiß es nicht, keine Ahnung. Es gibt Tage, da ist mir nach Heulen zumute, dann heule ich, bis ich wie tot umfalle, und am nächsten Tag ist alles vergessen, es ist wie ein Besäufnis.«

»Soll ich gehen? Ich kann morgen wiederkommen.«

»Nein, bitte, laß mich nicht allein!«

Wegen der Heulerei habe ich ganz kleine Äuglein, wie Ochin, die Japanerin aus der Freitag-Serie. Ochin, die nichts als blanken Reis ißt. Ochin, die ergeben die paar Löffel Reis ohne was dazu runterwürgt. Der Nihilist holt aus der Hintertasche seiner Hose ein weißes Taschentuch hervor und trocknet mir das Gesicht ab, aber das macht mich wieder

traurig, und die Tränen weichen das Stoffquadrat ein, in dem seine Initialen eingestickt sind. Er weiß nicht, was er sich einfallen lassen soll, um mich abzulenken, er geht ein paar Schritte durch das Zimmer und erblickt den Verräter, der draußen auf der Veranda in der Hängematte liegt und in seine Lektüre vertieft ist. Und da der Nihilist auch nur ein Sterblicher ist, wird es ihm langweilig, mir zuzukucken, wie ich mir die Nase putze, er unternimmt keine übermenschliche Anstrengung, um zu beweisen, daß er anders ist. Er ist zwar ein Halbgott, ein Halberlöser, denn die Götter ... Was sind die Götter arrogant geworden zu ihren Kreaturen! Der Nihilist geht ins Schlafzimmer, öffnet die Schublade der Kommode, holt das Schachbrett heraus und stellt die Figuren auf.

Nach zwei Stunden, die er gegen sich selbst gespielt hat, merkt der Nihilist, daß der Verräter das Buch endlich ausgelesen hat. Was dran am Postmodernismus? Nichts Neues unter der Sonne, Theorien, Theorien, eine verworrenere als die andere; um sie zu verstehen, mußt du in den industrialisierten Städten leben, und wir leben hier wie die wilden Tiere, warten, warten, warten, bis uns der Karren holt ... der zum Karneval oder der zur Beerdigung ... »Er wird uns schon holen«, wie es im Lied von Willy Chirino heißt. Sie lachen sich fast kaputt. Der Nihilist zeigt auf die schwarzen Steine, bietet sie ihm an. Der Verräter nimmt an. Spielen sie um etwas? Ja, wer gewinnt bekommt einen Kuß von mir. Zwei absolute Vollidioten! Sie spielen Schach, und es scheint ihnen Riesenspaß zu machen. Ich

kann minutenlang keinen Gedanken fassen, ich starre auf ihre Rücken, ihre geschwollenen Schläfen, ihre Haare, die sie mit exzentrischen Fingern glattstreichen, wortlose Gesten von Champions, als ob das das Leben wäre. Sie machen auf Karpow und Kasparow in ihren guten Zeiten. Die haben aber nie um so geringen Einsatz gespielt. Dem Nihilisten und dem Verräter geht es darum, ihre kleinen grauen Zellen aus purer Lust zu bemühen und die Nacht rumzukriegen. Wozu sich also übermäßig anstrengen? Wo es doch nur um meinen zum Schweigen gebrachten, geknebelten Mund geht!

Während sie eine Partie diskutieren, entfliehe ich in mein sechseckiges Refugium, wo das Meer von den drei Fenstern aus ganz verschieden wirkt. Im rechten brechen sich unablässig gewaltige, schaumgekrönte Wellen. Im mittleren ist das Meer eine blau glänzende Platte, mit der surrealistischen Stele tropischer Illumination. Im linken Fenster erscheint das Meer schwarz, auf seinen Wogen schwimmen Sterne. Trotzdem spiegeln sich in allen dreien Mond und Sonne zugleich, es wird abwechselnd Nacht und Tag, ganz schnell, wie in den Videoclips.

»Grunz, grunz, grunz, quiek ...« Das ist das Schwein, das die Nachbarn nebenan in der Badewanne mästen.

»Krrr, krrrr, krrrrr ...« Das ist der Truthahn der Nachbarn unter mir, der aus dem Wandschrank heraus dem Schwein antwortet.

»Mäh, mäh, mäh ...« Das ist die Ziege von über mir, die gegen den Truthahn anmeckert, ange-

bunden auf der sieben mal sieben Fliesen großen Veranda.

»Kikeriki, kikeriki, kikeriki ...« Das ist der Hahn, der alle aufweckt. Der Hahn auf dem Zwischengeschoß mit seiner verfluchten Kräherei. Er kann sich einfach nicht in den Tagesablauf im Haus einfügen und den Forderungen der Hausgemeinschaftsleitung entsprechen ... Die Tiere in den Wohnungen, die Menschen auf den Farmen. Verkehrte Welt, oder?

»Kikeriki!« Das Krähen des Hahns erfüllt mich mit Optimismus. Mit einemmal strahlt in den Fenstern eine hyperrealistische Sonne. Es ist Tag. Tag! Der Hahn verleiht mir neue Kräfte. Was er kräht ist allemal geistvoller als die Schlager beim OTI-Wettbewerb. Von Kuba nach Valencia zum Schlagerwettbewerb. Von Kuba in die Welt. Wir zählen die Jahre von OTI bis OTI, wer wird diesmal gewinnen? Wir befragen die Muscheln, und die Wahrsagerei feiert fröhliche Urständ. Warum schicken wir eigentlich nicht den Hahn zur OTI?

Von der Dachterrasse prasselt ein Trommeln nieder, es ist ein *toque* für Changó. Noch früh am Morgen, und schon Krieg. Die Sonne knallt erbarmungslos, wie ein Beil, das Richtschwert auf meinem Genick. Heilige gebenedete Barbara, hoch lebe Changó! Jetzt trommeln die Leute für die Orishas, wie sie früher beim Morgenappell oder bei der freitäglichen Soliveranstaltung für Vietnam die Hymne gesungen haben. Vielleicht hängt das auch alles zusammen. Es muß zusammenhängen. In

meinen Adern fließt schwarzes Blut, ich kann es nicht leugnen, sobald ich eine Trommel höre, zerspringt mir fast das Herz in der Brust, so drängt es mich, mit den Hüften zu wackeln. Mein Kopf vollgedröhnt mit ohrenbetäubendem Geschrei. Wir sehnen uns nach der Religion. Sehnen wir uns nach dem Nichts?

Die beiden Männer sind weiter über ihre Damen, Könige, Läufer, Türme und Springer gebeugt. Wie doch der Mensch seinen Zeitvertreib nach seinem Bilde geformt hat! Es sind so viele Schmeiß- und Obstfliegen unterwegs, daß es nicht zum Aushalten ist, in der Küche verfault der Abfall. Ich nehme die Plastetüte mit dem Müll, und ohne den beiden etwas zu sagen, gehe ich runter auf die Straße, um wegzuschmeißen, was gewesen war und jetzt ein ekelhaftes Nichts ist. Ein geschissenes Nichts.

Wie üblich quellen die Müllcontainer über. Fünf oder sechs alte Frauen wühlen auf offener Straße im stinkenden Dreck. Die älteste stößt plötzlich einen Seufzer aus:

»Und ich hatte ihn in den Himmel gehoben!«

Das hätte sie lieber nicht sagen sollen. Ein Schwarm mit Knüppeln bewaffneter Megären springt hinter den Säulen hervor und umringt in drohender Haltung die Alte. Sofort fragt die bedrohlichste von ihnen:

»Wen hastest du in den Himmel gehoben, und tust es jetzt nicht mehr?«

»Das weißt du doch selber ... niemanden ... das war nur so eine Redensart von mir.«

»Eine Redensart also, eine Redensart. Sieh dich

vor, alte Verbrecherin, Abschaum, Gullyratte, paß auf, was du sagst, sonst machst du mit dem Knüppel Bekanntschaft.«

Das alte Muttchen zieht sich zurück und pfeift dabei die Internationale, um jeden Verdacht, jedes Mißverständnis zu zerstreuen. Als die Amazonen annehmen, wir seien auf und davon, machen sie sich daran, unsere Abfalltüten zu durchsuchen. Der kleinste Zettel wird dreimal umgedreht und kommentiert und kommt in die Akte. Sie sollen sogar das Klopapier archivieren, erzählt man, nachdem sie anhand deiner Defäkation bis ins letzte die von dir vertretene Ideologie analysiert haben. Ich halte das durchaus für möglich, hier ist jeder Unterdrückungsscheiß Arbeit. Wenn sie nicht gerade unterwegs sind, essen die BRR, so die offizielle Abkürzung der Brigaden der schnellen Antwort, Hühnchen, Sandwich oder Schokoladeneis aus dem Coppelia, sie sind nicht auf Speckgrieben angewiesen, sie werden bezahlt und ernährt, nur um zu überwachen und zuzuschlagen.

Ich schleppe mich die Treppen hoch. Stufe um Stufe schleppe ich meine Angst. Ich habe Angst, ich gebe es zu. Es ist das erste Mal, daß ich eine irrationale Angst verspüre, ich warte auf den Dolchstoß in den Rücken, auf das Gift, die tödliche Kugel, den Schlag auf den Schädel. Aber nichts. Es kommt nie direkt. Ich mache das Türgitter auf. Ich gehe rein und höre ein Schnarchkonzert. Es ist nicht zu glauben: der Verräter und der Nihilist liegen in meinem Bett und schlafen, das Schachbrett liegt verlassen da, die Steine sind auf dem Fußboden verstreut.

Offensichtlich hat keiner von ihnen gesiegt. Nur der Schlaf.

In meiner sechseckigen Zelle seufze ich, ich atme tief den Duft des mit Weizen vermischten Bohnenkaffees ein. Der Tag bricht an wie immer. Die Sonne strahlt, trotzdem zaust eine frische Brise mein Haar. Das Meer ist tiefblau, doch auf seiner Oberfläche schwimmt ein Garten von Sonnenblumen, Tulpen, Oleander, Strohblumen, Roseneibisch, Orchideen, Jasmin, Margariten und allen, allen Blumen der Erde. Der Himmel ist wolkenlos und von hellerem Blau als das Meer. Dieses Zusammenspiel von Licht und Farbe ist schön, wunderschön, ich habe es noch nie so gesehen. Aber sind es Blumen oder Särge? Ist es ein Garten oder ein Friedhof? Ich will einen Garten, ich will unbedingt einen Garten! Ach, was bin ich stolz, Kubanerin zu sein! Ach, was für Entsetzen verspüre ich, Kubanerin zu sein! Wenn doch meine Augen klar sehen könnten! Ist es ein natürliches Funkeln, oder sind es Scheinwerfer, die jemanden verfolgen? Es ist ein Garten, ich bin mir sicher, daß es ein Garten ist. Vaterland oder Tod. Basta, es reicht, uns mit solchen Albernheiten zu nerven. Es ist so schön, dieses Leben zu leben! Auch wenn wir Stückchen für Stückchen sterben, bei jedem Wimpernschlag, wenn wir aufhören zu sehen, wahrzunehmen. Hören: ein Hypergesang auf das Hyperlebendige. Ich sitze vor einem Schreibheft und zerbreche mir den Kopf. Ich probiere den Kaffee, er schmeckt phantastisch, ein bißchen Zucker fehlt. Ich suche den kleinsten Vorwand, den mir die Dinge um mich herum liefern können, damit ich nicht

mehr denken muß, damit ich mich nicht in ein Abenteuer stürze, von dem ich nicht weiß, ob ich dafür die Eierstöcke habe: das Nichts zu beschreiben, das mein Alles ist. Aber drüben ist die Würmin und will von mir einen Bestseller, die Ärmste, und wenn ich sie enttäusche? Hier fehlt mir der Luchs, um mir Mut zu machen, um begeistert auszurufen, das ist genial, das muß man unbedingt veröffentlichen. Ich weiß, daß es nicht genial sein wird. Ich bilde mir nichts ein, ich bin ein semantisches Produkt unsäglich schlechter Spanischlehrer. Ich über-schätze mich nicht, ich habe Schwierigkeiten, lange Sätze zu bilden, ich verzapfe einen Wust von überflüssigen Wörtern, ich sollte mehr Lezama und Proust lesen. Wie ich die Zeiten gebrauche, ist eine Katastrophe, ich weiß. Ich küsse die Scheibe des Mittelfensters und bin mir sicher, drüben, gegenüber auf der anderen Seite des Meeres, macht der Luchs genau dasselbe. Umgeben vom selben Ozean.

Ich rufe meine Orishas an, gebt mir Kraft. Vielleicht sollte ich mir die Zähne putzen, mich kämmen, mich umziehen. Warum mache ich soviel Umstände? Ich habe Angst, das ist es. Darum rede ich von diesem und jenem und wer weiß was allem. Weil ich die größte Angst der Welt habe. Deshalb schwatze ich und schwatze ich. Um mich daran zu hindern anzufangen. Um mich davon abzuhalten, den Satz anzufangen. Um die Wörter zu verbieten, die wie ein paar Verrückte, wie Huren, wie Feen, wie Göttinnen aus meinem Füllfederhalter schießen, den meine Finger umklammert halten. Weil es

auch sehr gute Freunde gibt, die ebenfalls geblieben sind, hier drinnen in mir. In den Wörtern, von denen ich nicht mehr weiß, ob ich es bin, die sie schreibt. Die Wörter, die mich schreiben:

*Sie kommt von einer Insel, die das Paradies aufzauen wollte ...*